

Nr. 1505

Dorina, die Friedensstifterin

Sie sind Beherrscher des Wortes - ihre Welt ist die Sprache

von Marianne Sydow

Im Jahr 1147 NGZ gewinnen die jahrhundertlang unterdrückten Völker der Milchstraße nach erbittertem

Ringen ihre Freiheit zurück.

Nicht nur die Cantaro und die anderen Hilfstruppen der ominösen Herren der Straßen konnten ausgeschaltet

werden, sondern auch die Herren selbst, die sich letztlich als Manifestationen des Monos entpuppten, des

Erzfeindes von Perry Rhodan.

Inzwischen schreibt man den Dezember des Jahres 1169. Seit dem Sieg über die Monos sind mehr als zwei

Jahrzehnte vergangen, und die neue Ära, die mit dem Erwachen des Mondgehirns begann, ist längst

angebrochen.

Trotzdem gibt es in der Galaxis in Sachen Vergangenheitsbewältigung immer noch eine Menge zu tun.

Trümmer werden beseitigt, Wunden werden geheilt, Altbewährtes wird restauriert und Neues wird geboren.

Für die Träger der Zellaktivatoren bricht jedoch eine schlimme Zeit an. Sie mußten auf Anordnung von ES ihre

lebensspendenden Geräte abgeben und erhielten statt dessen eine 62 Jahre lang anhaltende Zelldusche. Bei

den Nachforschungen nach zwei Mutanten, die nicht auf Wanderer erschienen, bekommen es Perry Rhodan und

die Sucher alsbald mit den Linguiden zu tun. Eine Angehörige dieses Volkes, dem man besondere Fähigkeiten

zuschreibt, ist DORINA, DIE FRIEDENSSTIFTERIN ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Dorina Vaccer - Eine Linguidin, die das »Talent« besitzt.

Segur und Warna Vaccer - Dorinas Eltern.

Garyo Kayrner und Baiin Weydar - Dorinas Lehrer.

Aramus Shaenor - Dorinas Konkurrent.

1.

Hajmayur, 87. Lektion Der Meister fragte: »Was sind wir?« Die Schülerin antwortete: »Wir sind Bestandteile

des Universums und als solche allen anderen Bestandteilen gleichgestellt. Wir sind nicht weniger wunderbar

als der Sternenwirbel einer Galaxis und nicht wichtiger als das kleinste Teilchen eines Atoms.

Das gilt auch für

alle anderen Lebewesen. Dies bedeutet, daß alle Lebewesen gleichwertig sind.« Der Meister fragte:

»Was ist das Universum ?«

Die Schülerin antwortete:

»Das Universum ist ein Rätsel, das wir erst dann lösen können, wenn uns alle Begriffe der

*Absoluten Realität
bekannt sind.«*

*

1145 NGZ, Planet Taumond, Zeit der Nachernte

Segur Vaccer stieg den Hügel hinauf. Er fühlte sich leicht wie eine Feder.
Der Himmel war weit und blau, nur am Horizont waren ein paar Wolken zu sehen. Die Luft roch nach Heu und frischer Erde. Im Tal bildeten die Felder zwischen schützenden Hecken ein buntes Fleckenmuster. Die meisten Flächen waren bereits abgeerntet und von einem Gewirr wilder Blumen überwuchert. Nur einige Spätkulturen leuchteten noch in sattem Grün. Es ließ sich gut leben auf dieser Welt. Und es war ein Planet, der der Familie Vaccer Glück gebracht hatte. Vor dreißig Jahren waren die ersten Linguiden auf dem fünften Planeten der Sonne Kaokrat gelandet. Segurs Familie war mit der ersten Siedlergruppe nach Taumond gekommen. Segur war hier geboren worden. Damals hatte sein Vater am Tage der Geburt seines Sohnes in den Hügeln einen Lebensstrauch gepflanzt. Aus dem Strauch war ein Baum geworden, und gerade jetzt blühte dieser Baum schöner denn je. Nun trug Segur selbst einen Lebensstrauch auf den Hügel hinter dem Haus, zu jenem Platz, den er und Warna schon vor langer Zeit gemeinsam ausgesucht hatten. Segurs Ziel lag in einer Mulde und war von großen Steinen umgeben. Der Boden war felsig, trocken und mager. Ein leichter Wind wehte den Hügel herauf. Winzige gelbe Blüten tanzten auf fadendünnen Stielen über dem Staub. Segur Vaccer löste den Wurzelballen des Setzlings aus dem Topf und pflanzte den Strauch an die vorbereitete Stelle. Der Setzling, erst vor wenigen Wochen aus einem abgeschnittenen Zweig gezogen, sah in dieser Umgebung sehr klein und hilfsbedürftig aus. Für einen Augenblick verspürte Segur Vaccer Angst bei dem Gedanken, ein so zartes Gewächs hier oben, in dieser Einöde, zurückzulassen. Der Gedanke verflog. Der Strauch mochte noch so klein sein - er würde größer werden. Genau wie Dorina. Segur Vaccer kehrte ins Tal zurück.

2.

Hajmayur, 123. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die Absolute Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Absolute Realität umfaßt alle Phänomene, auf die sich die Existenz unseres Universums gründet, einschließlich aller äußeren Einflüsse, die wir nicht wahrnehmen und daher auch nicht begreifen können, weil wir selbst Bestandteil dieses Universums sind.«

Der Meister fragte:

»Wie läßt sich die Absolute Realität beschreiben?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Begriffe der Absoluten Realität sind uns ohne Ausnahme unbekannt. Darum können wir sie weder beschreiben, noch verstehen. Um das zu können, müßten wir wissen, was das Universum tatsächlich ist.«

*

1146 NGZ, Zeit der Frühblüte

Es war ein grauer, regnerischer Tag. Vor dem Fenster pfiff ein Mi'inah sein melancholisches Lied. Der Sluck,

der wie üblich auf dem Küchenautomaten lag und schlief, erwachte aus seinen Träumen, öffnete die Augen und

dachte darüber nach, ob es sich lohnte, nach draußen zu gehen und den Mi'inah zu fangen.

»Laß es bleiben«, empfahl Warna Vaccer. »Du holst dir da draußen nur ein nasses Fell. Den Mi'inah erwischst

du sowieso nicht. Und wenn doch, kriegst du Ärger mit mir!«

Der Sluck betrachtete Warna sekundenlang mit weit geöffneten Augen. Dann gähnte er demonstrativ und

bettete das Kinn auf seine Pfoten.

»Mi'inah!« plapperte Dorina Vaccer, sechs Monate Standardzeit jung, und kletterte auf das Fensterbrett.

»Fang du nicht auch noch an!« warnte Warna. »Laß ihn in Frieden, Kleines. Ich mag es, wenn er da draußen singt.«

Dorina Vaccer hatte den Mi'inah entdeckt und drückte sich an der Fensterscheibe die Nase platt. Der Mi'inah hatte die Größe einer Faust und smaragdfarbenes Gefieder. Als er Dorina erblickte, ließ er ein

langgezogenes, schrilles Pfeifen hören. Der Sluck richtete sich hastig auf und sprang vom Küchenautomaten

hinab. Mit zwei langen Sätzen war er auf dem Fensterbrett. Der Mi'inah flog erschrocken davon.

»Nun habt ihr beiden es also doch geschafft!« stellte Warna Vaccer ärgerlich fest. »Warum konntet ihr ihn nicht

in Ruhe lassen?«

Dorina Vaccer kroch auf dem Fensterbrett entlang, um den Mi'inah nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei

stieß sie gegen den Sluck. Der Sluck erschrak, machte einen Buckel und fauchte.

Und da geschah es: Dorina fauchte zurück.

Dorinas Fauchen fiel so kräftig aus, daß der Sluck vor Schreck vom Fensterbrett fiel und entsetzt die Flucht

ergriff. Dorina hangelte sich auf den Boden hinab und rannte hinter ihm her.

Warna Vaccer ließ ihre Arbeit im Stich und folgte den beiden auf den Flur hinaus. Der Sluck war zur Zeit etwas

reizbar. Wenn Dorina ihm allzu nachdrücklich auf den Pelz rückte, würde ihr das zumindest einige blutige

Kratzer einbringen.

»Laß ihn in Ruhe, Dorina!« rief Warna, als sie ein wütendes Fauchen aus der Ecke hinter dem Blumenkübel

vernahm. »Komm sofort her!«

Keine Antwort.

Sie beugte sich über den Blumenkübel und hörte ein leises, kehliges Gurren. Fassungslos blickte sie auf den

Sluck, der mit gesträubtem Fell und blitzenden Krallen in der Ecke hockte, während Dorina ihn liebevoll

streichelte.

Es war nicht der Sluck, der da gurrte - er war keineswegs in zärtlicher Stimmung -, sondern es war Dorina.

Warna hatte im Augenblick keine Zeit, darüber nachzudenken, was das bedeutete. Sie wußte nur, daß dieser

Trick unmöglich funktionieren konnte. Aber noch während sie überlegte, wie sie die beiden voneinander

trennen konnte, ohne dabei zu riskieren, daß der Sluck Dorina ins Gesicht fuhr, beruhigte sich das Tier und zog

die Krallen zurück. Dabei blickte es ziemlich klaglich zu Warna auf und produzierte jenes schluckende

Glucksen, dem die Slucks ihren Namen verdankten.

Dorina zauste ihm hingebungsvoll den Pelz.

»Laß ihn zufrieden, Kleines«, sagte Warna. »Er mag jetzt nicht gestreichelt werden.«

Dorina blickte auf den Sluck und gluckste leise.

»Sluck!« machte das Tier und zeigte seine Krallen.

Dorina kroch aus der Ecke und kehrte aufs Fensterbrett zurück.

*

»Sie hat seine Sprache nicht nur nachgeahmt«, sagte Warna Vaccer am Abend zu ihrem Mann.

»Sie hat sie

benutzt. Es war ganz offensichtlich. Wir sollten sie einem Schlichter vorstellen, und zwar so schnell wie möglich.«

Segur Vaccer trat an den Küchenautomaten und nahm sein Abendessen in Empfang. Der Sluck hatte seinen

Stammplatz eingenommen. Wenn er wußte, daß Segur im Anmarsch war, brachte nicht einmal ein flügellahmer

Mi'inah ihn von dort oben herunter.

Das Tier streckte sich und starrte mit unverhohlener Gier auf Segurs Teller.

»Sluck-Sprache!« knurrte Segur. »Der Sluck ist ein Tier, und ich bin verdammt froh darüber, daß er nicht

sprechen kann. Das einzige, was dieser Bursche sagen würde, wäre ›Braten her oder das Leben!‹.

Das ist kein

Sluck, sondern ein verkleideter Pirat.«

Der Sluck gähnte und zeigte dabei sein prächtiges Gebiß. Dann reckte er sich, sprang auf den Boden hinab und

nahm vor seinem Futternapf Aufstellung. Segur gab ihm etwas von seinem Fleisch. Der Sluck stürzte sich

darauf, als sei er am Verhungern.

»Alles Angabe!« sagte Segur zu dem Tier. »Du bist sowieso schon viel zu fett. Wenn du weiter so frißt, wirst

du bald wie eine Kugel aussehen. Dann müssen wir dich zu deinen Autras rollen.«

Der Sluck deutete dezent an, daß er immer noch hungrig sei. Segur gab ihm eine zweite Portion.
»Das hätte natürlich auch seine Vorteile«, fuhr er dabei fort. »Die Autras würden sich bei diesem
Anblick
totlachen. Dann wären wir die Plagegeister endlich los.«
»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?« fragte Warna Vaccer gereizt. »Dorina hat mit
diesem Tier
gesprochen!«
»Na und? Spreche ich jetzt etwa nicht mit ihm?«
»Aber sie hat ihn verstanden! Und er hat *sie* verstanden! Wir müssen mit ihr in die Stadt fahren
und sie testen
lassen. Sie hat das Talent!«
Segur Vaccer warf dem Sluck einen scharfen Blick zu. Der Sluck starrte gierig zurück.
»Na schön«, murmelte Segur. »Paß auf mein Essen auf, Warna. Ich bin gleich wieder da.«
Er ging nach oben und blickte in Dorinas Zimmer. Sie war noch wach. Segur nahm sie auf den
Arm und trug
sie in den Wohnraum hinunter. Dort setzte er Dorina auf den Boden.
»Erkläre diesem kleinen Ungeheuer, daß es jetzt genug gefressen hat«, sagte Segur Vaccer zu
seiner Tochter,
indem er auf den Sluck deutete.
Der Sluck leckte einen Spritzer Bratensaft vom Fußboden und blickte hoffnungsvoll zum Tisch
hinauf. Dorina
beobachtete ihn interessiert. Der Sluck kam offenbar zu dem Schluß, daß man die Absicht hatte,
seine
Bedürfnisse zu ignorieren. Er beschloß, zur Selbstbedienung überzugehen, tat einen Satz, landete
auf dem Tisch
und schnappte blitzschnell zu.
»He, du Gauner!« rief Segur empört, und dann hörte er das Fauchen.
Er blieb stocksteif stehen. Der Sluck ebenfalls. Das Tier stand mitten auf dem Tisch, schon zum
Sprung
gespannt, ein Stück Fleisch zwischen den Zähnen, offenbar so verblüfft, daß es für einen
Augenblick nicht
wußte, was es tun sollte. Segur sah seine Tochter an. Dorina blickte auf den Sluck, öffnete den
Mund und
fauchte ein zweites Mal. Der Sluck ließ entsetzt das Fleisch fahren und sauste wie ein geölter
Blitz unter die
Bank. Sobald er sich in Sicherheit glaubte, ließ er ein dumpfes, zorniges Knurren hören. Segur
schluckte.
»Also gut«, sagte er. »Und was nun? Jetzt darf ich im Stehen essen, denn wenn ich mich hinsetze,
geht mir das
Biest an die Waden.«
»Entschuldige dich bei ihm«, sagte Warna.
»Bei einem derart wütenden Sluck?« fragte Segur und lachte. »O nein, ich brauche meine Finger
noch!«
Dann stellte er fest, daß Warna nicht ihn, sondern Dorina gemeint hatte.
Die Kleine kroch unter die Bank und war schon fast darunter verschwunden. Segur bückte sich
hastig, um seine
Tochter aus der Reichweite der scharfen Krallen zu ziehen, ehe es zu spät war. Der Sluck war an
und für sich

recht sanftmütig, aber wenn es um sein Fressen ging, hatte seine Geduld sehr enge Grenzen.

»Laß sie!« sagte Warna leise und hielt Segur an der Schulter fest. »Hör ihnen doch erst mal zu!« Dorina und der Sluck knurrten und fauchten im Duett. Es hörte sich an, als seien sie gerade dabei, sich

gegenseitig zu zerfleischen.

Segur dachte an das niedliche kleine Gesicht seiner Tochter, und ihm wurde eiskalt vor Angst.

Aber plötzlich

stellte er fest, daß die Geräuschkulisse sich änderte. Das Gefauche hörte auf. Aus dem Knurren wurde ein

Gurren.

Segur bückte sich und spähte unter die Bank.

Dorina war unversehrt. Der Sluck auch. Als er Segur erblickte, funkelten seine Augen, und er fauchte heiser.

»Komm da raus!« befahl er seiner Tochter. »Sofort!«

Dorina sah ihn an - und fauchte. Dann gurrte sie den Sluck an und kroch seitwärts unter der Bank hervor. Der

Sluck folgte ihr. Die beiden ungleichen Wesen kletterten die Treppe hinauf und verschwanden in Dorinas

Zimmer.

Segur wollte ihnen nach, aber Warna hielt ihn zurück.

»Er wird ihr nichts tun«, sagte sie eindringlich. »Begreifst du denn immer noch nicht, was da vorgeht? Er

versteht sie!«

Segur blickte auf seinen Teller und stellte fest, daß er plötzlich keinen Appetit mehr hatte.

»Großartig!« murmelte er. »Demnächst wird sie anfangen, Mi'inahs zu fangen!«

»Sei nicht albern!« erwiderte Warna ärgerlich. »Wir sollten möglichst früh losfliegen.«

»Wohin?« fragte Segur begriffsstutzig.

»Zum Schlichter. Dorina muß getestet werden!«

»Unsinn«, wehrte Segur ab.

»Aber ...«

»Ich will dir was sagen«, knurrte Segur. »Kinder und Tiere verstehen sich oft sehr gut. Als ich noch klein war,

habe ich Autras gezüchtet. Ich liebte sie heiß und innig. Ich sprach mit ihnen, und sie gehorchten mir sogar -

oder wenigstens sah es so aus. Meine Mutter schleppte mich zum Test. Was kam dabei heraus? Nichts!«

Warnas Gesicht zeigte deutlich, was sie dachte:

Bei Dorina ist es etwas anderes!

Und damit hat sie recht! dachte Segur bitter. *Aber ich würde mir eher das Gesicht kahlscheren, als das*

zuzugeben!

»Wenn Dorina in einem Jahr immer noch mit Slucks spricht, werde ich sie persönlich zum Test bringen«,

lenkte er ein, um den Frieden zu wahren. »Aber solange sie noch so klein ist, sollten wir uns nicht unnötig

aufregen. Es würde ihr nur schaden. Außerdem - der Sluck wird ihr immerhin auch etwas Nützliches

beibringen.«

»Und zwar?«

»Geduld. Und Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse eines Wesens, das ganz anders ist als sie.«

Und das war etwas, was ein Linguide gar nicht früh genug lernen konnte.

Vor allem dann, wenn er das Talent hatte.

3.

Hajmayur, 136. Lektion:

Der Meister fragte:

»Was ist die Objektive Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Objektive Realität ist die Summe aller uns bekannten allgemeingültigen Begriffe, aus denen wir unser Bild

von der Wirklichkeit des Universums zusammensetzen. Dabei verwenden wir auch fremde Begriffe für all jene

beweisbaren Phänomene, die wir mit unseren eigenen Sinnen nicht erkennen können, die uns also nur auf dem

Umweg über technische Geräte oder die Wahrnehmungen andersartiger Lebewesen zugänglich sind.«

Der Meister fragte:

»Wie läßt sich die Objektive Realität beschreiben?«

Die Schülerin antwortete:

»Unser Bild der Objektiven Realität setzt sich aus Begriffen zusammen, die für alle uns bekannten Lebewesen

gültig sind. Zu diesen Begriffen gehören die Lichtgeschwindigkeit, das Verhalten der Atome und andere

kosmische Konstanten.«

*

1147 NGZ, Zeit der Frühernte

Es war Sommer, ein strahlend schöner, heißer Tag. Dorina Vaccer stand im hinteren Teil des Gemüsegartens,

direkt an der weißgestrichenen Mauer, genau dort, wo es am wärmsten war. Sie hatte einen kleinen,

geflochtenen Korb bei sich, in dem schon einige runde, rote Früchte lagen: Dorina Vaccer pflückte Tomaten.

Es waren die ersten Tomaten des Sommers, die zweite Generation dieser Früchte, die überhaupt jemals auf der

Vaccer-Farm gewachsen waren.

Raumfahrer hatten die ersten Pflanzen mitgebracht. Angeblich stammten die Tomaten ursprünglich von einem

Planeten namens Terra, aber das interessierte die Linguiden nicht weiter. Sie waren ganz vernarrt in exotische

Früchte, Gemüse, Kräuter und Salate. Es war schon jetzt abzusehen, daß sich mit den Tomaten ein großartiges

Geschäft machen ließ. In Gurmeyon, der Hauptstadt von Taumond, gehörten Tomatengerichte zu den teuersten

Delikatessen.

Im vorigen Jahr hatte Segur vier Sämlinge gekauft - eine teure Investition, denn die Pflanzen wurden fast mit

Gold aufgewogen. Die erste Ernte hatte genug Saatgut geliefert, daß man die Tomaten in diesem

Jahr in
größerem Stil anbauen konnte. Die Vaccers - und alle ihre Mitarbeiter - waren jedoch auf den Geschmack
gekommen, und so wuchsen Tomaten auch in ihren Privatgärten.
Dorina mochte die Tomatenpflanzen sehr. Drei davon gehörten ihr. Sie saß oft bei ihnen,
betrachtete sie und
genießte ihren appetitlichen Duft. Manchmal kam der Sluck dazu, legte sich in die Sonne und
erzählte ihr etwas.
Dorina und das kleine Raubtier verstanden sich offenbar immer noch sehr gut.
Dorina war mit der Ernte der reifen Früchte fertig. Der Sluck kam aus der Bohnenhecke hervor
und gluckste
interessiert. Dorina zeigte ihm den Korb. Der Sluck schnupperte an den Früchten, stellte fest, daß
es sich um
vegetarische Nahrung handelte, und ging mit verächtlich geringeltem Schwanz davon. Er
schlüpfte unter der
Gartentür hindurch und begab sich auf die Jagd.
Warna nahm das Messer, musterte die Tomatenpflanzen und begann, die überzähligen
Seitentriebe
abzuschneiden. Der appetitliche Duft verwandelte sich augenblicklich in einen immer stärker und
widerlicher
werdenden Gestank.
»Hör auf!« sagte Dorina plötzlich.
»Tut mir leid, Kleines«, sagte Warna. »Aber es geht nicht anders. Diese Zweige müssen weg,
wenn wir
ordentlich ernten wollen.«
»Aber du tust ihnen weh!«
»Das ist doch Unsinn, mein Schatz. Bei Pflanzen ist das etwas ganz anderes als bei Tieren. Denen
macht das
nichts aus.«
»Aber riechst du denn nicht, wie sie vor Schmerzen schreien?«
Warna Vaccer zuckte zusammen. Sie ließ den Tomatenzweig los, den sie gerade eben
abgeschnitten hatte. Der
Zweig fiel zu Boden. Warna hätte sich in diesem Augenblick gar nicht darüber gewundert, wenn
er »Aua!«
gesagt hätte.
»Das liegt nur an dem Saft«, behauptete sie, aber sie spürte, wie ihre Stimme zitterte. »Wenn er
mit der Luft in
Berührung kommt, verändert sich der Geruch.«
»Das stimmt nicht!«
Warna riß sich zusammen.
»Es ist wirklich so«, sagte sie fest. »Wenn ich hiermit fertig bin, werde ich dir am Bildschirm
erklären, woran
es liegt.«
»Das kannst du nicht.«
»Dorina ...«
»Diese hier hast du noch nicht angerührt. Trotzdem stinken sie. Sie sagen damit, daß sie Angst
haben.«
»Dorina, Pflanzen haben keine Angst.«

»Haben sie doch! Ich *rieche* es!«

»Es ist nur eine chemische Reaktion, die ...«

»Von meinen Pflanzen wirst du nichts abschneiden! Und von denen dort jetzt auch nicht mehr. Laß diese

Pflanzen in Ruhe! Was du mit ihnen tust, das ist schlimmer als Mord!«

Dorina hatte ein seltsames Gefühl, als sie das sagte. Irgend etwas war anders als sonst.

Unwillkürlich erwartete

sie eine entsprechende Reaktion ihrer Mutter, denn Warna war in solchen Dingen sehr empfindlich.

Aber Warna sagte nichts. Die sorgsam ausrasierten Stellen um ihre Augen herum und die Wangen hinunter, da,

wo die bronzefarbene Haut zu sehen war, wirkten sehr hell, und das feine Netzwerk der Falten trat deutlicher

als sonst hervor.

»Mord«, wiederholte Dorina. Es war ein schreckliches Wort, das sich ganz seltsam in ihrem Mund anfühlte,

und wie ein Echo in ihrem Schädel widerhallte. »*Widerlicher, stinkender Mord!*«

War es wirklich so still geworden, oder bildete sie sich das nur ein? Es schien ihr, als hielte der ganze Garten

die Luft an. Die Mi'inahs schwiegen, und selbst das Rascheln der Blätter hatte aufgehört.

Warna holte tief Luft. Auf ihrem Gesicht zeigte sich jener Ausdruck, der immer dort erschien, wenn sie sich

anschickte, ihrer Tochter die unvermeidlichen Tatsachen des Lebens zu erklären. Derartige Vorträge begannen

immer mit den Worten: *Aber Kleines, jetzt hör mir doch erst mal zu.*

Dorina haßte diese Einleitung.

»Aber Kleines, jetzt hör mir doch erst mal zu!« sagte Warna Vaccer prompt. »Du hast doch eben selbst etwas

getan, was ihnen sicher nicht gefallen würde, wenn sie ... wenn sie wirklich so empfindlich wären, wie du

glaubst. Du hast ihre Früchte abgepflückt. Haben sie da etwa gestunken?«

»Nein, haben sie nicht«, gab Dorina zu. »Aber das liegt nur daran, daß es ihnen nicht weh getan hat. Mit den

Früchten ist es etwas anderes als mit den Zweigen.«

»Wie du meinst. Trotzdem muß ich jetzt weitermachen.«

Dorina sagte nichts. Sie stand da und starrte ihre Mutter unverwandt an.

»Sieh doch mal nach, was der Sluck da drüben auf dem Hügel macht«, schlug Warna Vaccer vor.

»Nein!«

Warna war ratlos. Die Tomatenpflanzen mußten nun einmal beschnitten werden, und sie hatte jetzt gerade Zeit

dazu. Es war unmöglich, diese Arbeit zu verschieben. Es würde Tage dauern, bis sie wieder dazu kam, und bis

dahin würden diese Zweige fast einen halben Meter lang sein.

Sie setzte das Messer an und schnitt den nächsten Seitentrieb ab.

Die Pflanze stank. Dorina fauchte - fauchte wie ein wütender Sluck.

Mord.

Das Wort hallte durch Warna Vaccers Gedanken, und der Geruch der Pflanzen war wie ein nicht enden

wollender, entsetzlicher Schrei.

Widerlicher, stinkender Mord! schrie dieser Geruch.

Warna Vaccer ließ entsetzt das Messer fallen.

*

Dorina wußte, daß sie etwas sehr Schlimmes getan hatte.

Sie hatte Warna erschreckt, und Warna hatte das Messer fallen lassen. Es War ein sehr scharfes Messer

gewesen. Darum war es durch den Fuß hindurchgegangen. Segur war aus dem nördlichen Bezirk herbeigeeilt.

Ein Arzt hatte kommen müssen.

Und das alles war natürlich schrecklich.

Jetzt war wieder Ruhe im Haus eingekehrt. Warna saß unten im Wohnraum, den bandagierten Fuß auf einen

Hocker gestützt. Segur war bei ihr. Er hatte die für heute angesetzte Erntebesprechung abgesagt.

Das hatte noch

mehr Unruhe verursacht, denn natürlich waren alle möglichen Leute gekommen, um Warna gebührend zu

bemitleiden. Es war aber nicht nur das Mitleid gewesen, das diese Linguiden ins Haus der Vaccers getrieben

hatte, sondern in mindestens ebenso starkem Maß die reinste Neugierde. Dorina hatte ihre Fragen und

Bemerkungen gehört.

»Wie konnte so etwas nur geschehen?«

»Bist du gestolpert?«

»Du hättest nicht so ein scharfes Messer nehmen sollen!«

Warna war noch halb benebelt - vom Schmerz, vom Schock und von den Medikamenten, die der Arzt ihr

gegeben hatte. Auf die Fragen der anderen hatte sie ausweichend reagiert. Sie hatte der Sonne die Schuld an

dem Vorfall gegeben, der Hitze und dem über den Hügeln aufziehenden Gewitter, dem Sluck und den Autras,

dem grellen Licht und der Feuchtigkeit auf dem Weg - allem und jedem, nur nicht ihrer Tochter.

Und genau das war es, was Dorina beunruhigte.

Sie war ein lebhaftes Kind. Wenn sie mit dem Sluck herumtobte, gab es schon einmal Scherben.

Ihre Eltern

hatten sich nie gescheut, darüber zu sprechen. Wenn sie es diesmal anders machten, dann mußte wirklich etwas

besonders Schlimmes geschehen sein. Auch wenn niemand es aussprach - Dorina wußte, daß man ihr die

Schuld an dem Vorfall gab. Zumindest ihre Eltern taten das.

Es tat ihr leid, was sie da draußen im Garten angerichtet hatte. Sie hatte das natürlich nicht gewollt. Aber wie

hätte sie auch ahnen sollen, daß Warna diesmal so heftig auf die Sluck-Sprache reagieren würde?

Dorina hatte schon so oft gefaucht, daß sie nichts Ungewöhnliches daran finden konnte. Auch Segur und Warna

fauchten manchmal, wenn der Sluck sich danebenbenahm. Früher hatten sie dann mit ihm geschimpft, was

natürlich töricht war, weil der Sluck kein Wort Lingo verstand.

Auch der Sluck spürte, daß etwas nicht stimmte. Er hatte dem Küchenautomaten heute nur einen kurzen Besuch

abgestattet und bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß niemand bereit war, ihm ein schmackhaftes Abendessen

zu servieren. Daraufhin war er auf die Suche nach Dorina gegangen, um sich bei ihr über die schlechte

Behandlung zu beschweren. Sie hatte ihn auf später vertröstet, und er hatte das akzeptiert.

Jetzt saßen sie beide mucksmäuschenstill hinter dem Geländer im ersten Stock und lauschten.

Dorina sollte eigentlich längst im Bett sein. Segur und Warna glaubten auch tatsächlich, daß sie bereits schlief.

Sie sprachen miteinander, erst sehr leise, dann aber immer lauter. Zuerst hatte Dorina kein Wort verstanden.

Jetzt hörte sie sie sehr deutlich, und was sie sagten, ängstigte sie.

Sie stritten sich.

»Wir müssen es melden!« sagte Warna heftig. »Es wird höchste Zeit.«

»Das lasse ich nicht zu!« erwiderte Segur böse.

»Willst du warten, bis andere es für uns tun?«

»Verstehst du denn nicht, worauf es ankommt?« schrie Segur so wütend, daß Dorina sich ängstlich noch tiefer

in den Schatten des Geländers kauerte. »Man wird sie uns wegnehmen! Man wird sagen, daß sie zu den

Schlichtern muß, nach Gurmasyon, in diese Schule, auf der sie bleiben muß, bis sie erwachsen ist. Willst du

das?«

Dorina begriff, daß es bei diesem Streit um sie ging. Sie war wie erstarrt.

»Natürlich will ich das nicht«, sagte Warna zögernd.

»Dann laß uns noch etwas warten«, sagte Segur in beschwörendem Tonfall. »Gib ihr und uns noch ein wenig

Zeit. Ein Jahr nur, vielleicht auch zwei oder drei. Das ist alles, was wir noch herausholen können. Willst du

diese Zeit verschenken?«

»Segur - Dorina hat mir vorhin im Garten befohlen, die Tomatenpflanzen in Ruhe zu lassen.

Verstehst du, was

ich sage? *Sie hat es mir befohlen!* Sie sagte, sie könnte riechen, wie die Pflanzen schrien, als ich sie beschnitt.

Sie scheint den Geruch für eine Art Sprache zu halten.«

»Warum sollte er das nicht auch tatsächlich sein? Ich habe selbst auch schon daran gedacht.«

»Ich kann nur hoffen, daß ihr euch alle beide irrt. Wenn es nämlich wirklich so sein sollte, werde ich mein

Leben lang kein Gemüse mehr essen.«

»Du ißt auch Fleisch, obwohl du weißt, woher es kommt.«

»Mit Tieren ist es schlimm genug, aber mit Pflanzen wäre es unerträglich«, knurrte Warna und schüttelte sich.

»Ein Tier kann man töten, und danach merkt es nicht mehr, was mit ihm geschieht. Aber wie tötet man eine

Pflanze? Wo ist ihr Herz? Wo muß man das Messer ansetzen, um ihr Leben so schmerzlos wie möglich ein für

allemal zu beenden?«

»Warna, diese Fragen ...«

»Vergiß es!« fauchte Warna wütend. »Worauf es ankommt, das ist einzig und allein dieses Kind. Ich weiß

nicht, wie das mit den verflixten Tomaten weitergehen soll, denn ob diese Pflanzen nun etwas empfinden oder

nicht - ich werde nicht mehr imstande sein, sie zu beschneiden. *Nie wieder, Segur!* Ich spüre es!

Wenn ich nur

daran denke, dann ist es, als wollte ich einen Mord planen und die bloße Erinnerung an den Geruch dreht mir

den Magen um.«

»Dann werde ich diese Arbeit übernehmen.«

»Und wenn Dorina es auch dir verbietet? Wenn auch dir das Messer ausrutscht?«

»Sie hat dir doch gar nicht befohlen, das Messer fallen zu lassen! Du warst erschrocken und verwirrt. Das ist

verständlich. Der Rest ist nichts weiter als ein Zufall. Du solltest es in ein paar Tagen noch einmal probieren.«

»Segur - *ich kann es nicht!*«

Segur schwieg.

»Sie muß zu den Schlichtern!« drängte Warna. »So schnell wie möglich! Sie muß lernen, damit umzugehen.

Sie könnte vielleicht sogar eine Friedensstifterin werden!«

Segur schwieg noch immer.

»Sie hat das Talent dazu«, fuhr Warna fort. »Das ist etwas Gutes. Eine wirklich großartige Sache. Aber sie muß

auch die entsprechende Ausbildung bekommen. Wenn sie hier bei uns bleibt, wird sie immer wieder in die

Gefahr geraten, es auf die falsche Weise anzuwenden. Und sie *wird* es anwenden. Sie kann gar nicht anders.«

»Ich werde mit ihr sprechen und es ihr verbieten!«

»Kannst du einem Mi'inah das Fliegen verbieten? Oder einem Sluck das Jagen? Es ist sinnlos, Segur.

Wahrscheinlich würdest du damit alles nur noch schlimmer machen.«

Segur betrachtete Warnas bandagierten Fuß. Dorina sah es an der Art, wie er den Kopf hielt. Und sie sah auch,

wie seine Schultern nach vorne sanken, als würde ihm eine schwere Last aufgeladen.

»Also gut«, sagte er schließlich. »Ich fahre morgen mit ihr in die Stadt.«

*

Dorina zog sich lautlos in ihr Zimmer zurück. Der Sluck folgte ihr und machte es sich auf ihrem Bett bequem.

Dorina dagegen hatte nicht die geringste Lust, sich hinzulegen. Sie saß in der Dunkelheit und dachte nach.

Es war also gar nicht das Fauchen gewesen, sondern das, was sie *vorher* gesagt hatte.

Widerlicher, stinkender Mord!

Sie erinnerte sich sehr deutlich daran, wie sie plötzlich dieses komische Gefühl gehabt hatte.

Irgendwie hatte sie

auch geahnt, daß es etwas zu bedeuten hatte und daß in diesem Augenblick etwas geschah, von dem sie nicht

wußte, was es war. Aber von den Folgen hatte sie sich keine Vorstellungen machen können, und

sie hatte die
Sache mit dem Messer für einen Zufall gehalten.
Schließlich konnte doch jedem einmal etwas herunterfallen, nicht wahr? Warum sollte denn
ausgerechnet *sie*
daran schuld sein?
Und doch wußte sie, daß es so war.
Der Sluck spürte, daß Dorina aufgeregt und verwirrt war. Er hob den Kopf und gurrte
beruhigend. Sie streckte
die Hand aus und streichelte ihn. Es war tröstlich, sein warmes Fell unter den Fingern zu spüren.
Nach einigen Minuten stand er auf, reckte sich und sprang aufs Fensterbrett. Für kurze Zeit blieb
er dort sitzen,
als müsse er sich erst überlegen, was er mit dieser Nacht anfangen sollte. Dann streckte er seine
lange,
schiefergraue Zunge heraus und begann, die Krallen an seinen Vorderpfoten zu lecken. Als er
damit fertig war,
sah er sich nach Dorina um. Hinter ihm leuchtete einer der drei Monde durch die langsam über
dem Himmel
ziehenden Wolken.
Sie saß regungslos auf dem Bett und beobachtete das Tier.
Der Sluck hatte schon häufig versucht, Dorina zur Jagd zu animieren. Er schien der Meinung zu
sein, daß sie
sich auch wie ein Sluck zu benehmen hatte, wenn sie nun schon wie einer sprach. Dorina hatte
schon oft
gesehen, wie er kleine Tiere jagte, tötete und fraß, und sie akzeptierte es. Der Sluck jagte nicht
aus
Grausamkeit, sondern weil es seiner Natur entsprach.
Es kam ihr nicht in den Sinn, daß es ein Widerspruch sein könnte, wenn sie die
Lebensgewohnheiten dieses
Raubtieres akzeptierte, andererseits aber über die Verstümmelung der Tomatenpflanzen in helle
Wut geriet.
Das eine hatte ihrer Meinung nach mit dem anderen nichts zu tun. Ein Sluck mußte jagen. Warnä
dagegen hätte
die Wahl gehabt: Wenn sie die Pflanzen in Ruhe gelassen hätte, wäre nichts passiert.
Warum nur hatte sie das Messer nicht weggelegt?
Der Sluck sah ein, daß Dorina heute nicht geneigt war, ihn auf seinem nächtlichen Streifzug zu
begleiten. Er
lief die schmale Leiter hinab, die seinetwegen an das Fenster gelehnt war. Dorina hörte es
rascheln, als er von
der letzten Sprosse in das Gewirr der Pflanzen sprang. Ein leises, schrilles Zirpen kündete vom
Tod eines
Autras. Gleich darauf war das Knacken, Krachen und Prasseln zu hören, mit dem der Panzer der
Beute
zwischen den scharfen Zähnen des Slucks zerbrach.
Dorina traf eine Entscheidung.
Sie wollte die Farm nicht verlassen. Sie wollte hier bleiben: Bei dem Sluck, den Autras, die
Mi'inahs und den
Pflanzen im Garten. Sie wollte die Hügel nicht verlassen, dieses Haus und die Felder.
Sie wollte nicht in eine Schule gesperrt werden, bis ...

... *bis sie erwachsen ist*, hatte Segur gesagt, und das war nach Dorinas Begriffen mit der Ewigkeit identisch.

»Nein!« flüsterte Dorina in der Finsternis. »Niemals!«

Es dauerte sehr lange, bis sie einschlief.

*

»Nein!« sagte Dorina auch am nächsten Morgen, als Segur ihr mitteilte, daß er mit ihr nach Gurmayon fahren

wollte, und obwohl Segur ihr die Freuden eines solchen Ausflugs in den verlockendsten Worten schilderte,

gelang es ihm nicht, sie umzustimmen.

Eine Zeitlang hörte sie ihm zu. Dann wurde ihr sein Gerede lästig. Sie begriff, daß er diesmal nicht nachgeben

würde, und das ärgerte sie.

In der Nacht, als sie endlich erkannt hatte, daß es wirklich *ihre* Schuld war, hatte sie sich vorgenommen, es nie

wieder zu tun - was immer *es* auch sein mochte. Sie hatte selbst keine Ahnung, wie sie es angestellt hatte. Es

war einfach geschehen.

Wenn ich es wüßte, könnte ich es anwenden, sagte sie sich in Gedanken.

Die guten Vorsätze in der Nacht waren ihr noch gut im Gedächtnis. Sie hatte es damit auch durchaus ernst

gerneint.

Aber andererseits ...

Ich will nicht in diese Schule! dachte sie.

»Ich möchte nicht in die heiße, weiße Stadt fahren«, sagte sie langsam und suchte dabei nach jedem einzelnen

Wort. »Ich möchte lieber hierbleiben und Warna helfen. Sie wird Hilfe brauchen. Ich bin schuld daran. Darum

sollte ich bei ihr bleiben.«

Sie spürte es, dieses seltsame Gefühl. Es war, als könnte sie etwas sehen, was zwar schon immer dagewesen

war, sich aber außerhalb der Reichweite ihrer Sinne befunden hatte. Ungefähr so wie die Sache mit dem

Mikroskop, mit dessen Hilfe man die winzigen Tierchen in den Wassertropfen aus dem Teich beobachten

konnte: Wenn man zuerst hineinsah, schien da gar nichts zu sein. Aber wenn man die Einstellung veränderte,

erschieden Konturen und Dinge, die sich bewegten, und dann war das Bild plötzlich ganz klar und man

erblickte eine völlig fremde, seltsame Welt. Eine winzige Drehung an einem Knopf, und es schien, als sei diese

fremde Welt wieder weg. Aber man wußte, daß sie nicht wirklich verschwunden war und daß man sie sich

jederzeit wieder sichtbar machen konnte.

Noch bis vor wenigen Augenblicken hatte sie Segur angesehen, und er war einfach nur Segur gewesen und

weiter nichts. Aber dann stellte irgend etwas oder irgend jemand ein paar Linsen scharf, und plötzlich waren da

Dinge an Segur, die sie nie zuvor an ihm bemerkt hatte.

Seltsame Dinge - winzige Zeichen. Zeichen, die mehr über Segur verrieten, als er mit Worten sagen konnte oder wollte.

*

Er *wollte* gar nicht in die Stadt. Er hatte nicht die geringste Lust, dorthin zu fahren. Er wollte zurück zu der

Arbeit, die er gestern begonnen und wegen des »Unfalls« unvollendet zurückgelassen hatte.

Zurück in den

nördlichen Bezirk. Dort gab es eine Menge Arbeit für ihn. Dringende Arbeit. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

»Was wächst eigentlich im nördlichen Bezirk?« fragte Dorina gedehnt, »Schwarze Rüben«, erwiderte Segur

geistesabwesend und schlug sich dabei mit der Frage herum, wie er es seiner Frau beibringen sollte.

Sie wollte lieber bei dir bleiben und für dich sorgen, formulierte er in Gedanken.

Ob Warnas das wohl akzeptieren würde?

»Sind die schwarzen Rüben wichtig?« fragte Dorina weiter.

»Alles, was wir ernten, ist wichtig«, sagte Segur. »Aber gerade diese Rüben haben mich schon eine Menge

Arbeit gekostet. Wenn es so heiß ist wie jetzt, treiben sie Blüten, und wenn sie blühen, sind sie hinüber.«

»Muß man sie dann wegwerfen?«

»Ja«, knurrte Segur.

Schon seit der Zeit der Frühblüte hatte er sich mit den schwarzen Rüben herumgeärgert. Es war schwierig

gewesen, die Roboter richtig zu programmieren. Segur war immer wieder auf die Felder gefahren, um die

Arbeit der Maschinen zu überprüfen und ihr Programm zu verfeinern. Und jetzt diese verdammten Blüten und

die Roboter kamen damit nicht zurecht, und wenn er in die Stadt fuhr, verlor er mindestens zwei Tage, und bis

dahin ...

»Es wäre schade um die schwarzen Rüben«, sagte Dorina langsam und bedächtig, und sie hatte dabei dasselbe

Gefühl, das sie auch verspürte, wenn sie den Bach hinter dem Haus überquerte, ohne die Brücke zu benutzen:

Jedes Wort war ein Stein, und man mußte genau aufpassen, wohin man trat. Manchen Steinen - Wörtern -

konnte man trauen, andere kippten einem unter dem Fuß weg. Bei den Steinen bestand die Gefahr, daß man ins

kalte Wasser fiel, aber wenn sie sich bei einem dieser Wörter irrte, würde sie in der Schule landen, und das war

viel schlimmer als ein unfreiwilliges Bad.

Glücklicherweise hatten die Steine und die Wörter eines miteinander gemeinsam: Es gab gewisse Zeichen, die

einem sagten, ob man ihnen vertrauen konnte oder nicht. Bei den Steinen war es das Wasser, das die Zeichen

gab. Bei den Wörtern war es Segur.

»Wenn Warnas wieder gehen kann«, sagte Dorina und balancierte von Wort zu Wort, »könnte sie mitkommen, wenn wir in die Stadt fahren.«

Und Warnas fuhr so gerne in die Stadt! Wenn einer das wußte, dann war es Segur.

Nur ein paar Tage. Nur, bis er die Maschinen auf die neue Situation eingestellt hatte. Dann war die Ernte

gerettet. In ein paar Tagen würde auch Warnas Fuß geheilt sein.

Es geht doch nur um ein paar Tage! dachte er.

»Wir werden die Fahrt in die Stadt verschieben«, sagte Segur Vacker zu seiner Tochter. »Ich kümmere mich

um die Rüben, und du achtest auf Warnas. In ein paar Tagen fahren wir dann alle zusammen. Einverstanden?«

»Ja«, sagte Dorina und hoffte, daß sie innerhalb dieser Frist eine andere Möglichkeit finden würde, es aufzuschieben.

»Gut. Dann werde ich jetzt gehen und es ihr erklären.«

»Das kann ich tun.«

Segur zögerte.

»Wenn du es ihr sagst, wird sie schimpfen«, gab Dorina zu bedenken. »Sie mag es nicht, wenn man Rücksicht

auf sie nimmt. Du weißt doch, wie sie ist.«

Segur wußte es nur allzugut.

»Sage du es ihr«, stimmte er zu.

Dann fuhr er davon, hinaus auf die Felder.

Dorina sah ihm lange nach. Sie fragte sich verwirrt, ob es wirklich so einfach sein konnte. Sie erwartete, daß er

umkehren würde. Statt dessen bog er um den Hügel und verschwand.

Dorina ging ins Haus. Ihre Mutter saß im Wohnraum.

»Hast du etwas vergessen?« fragte sie.

Ihre Stimme zitterte, und Dorina sah, daß Warnas geweint hatte.

Meinetwegen? fragte sie sich betroffen.

Sie rannte zu ihrer Mutter und umarmte sie ganz fest.

»Ich bleibe lieber hier bei dir«, sagte sie. Sie las die Zeichen, und die Wörter kamen ihr auf die Lippen, ohne

daß sie darüber nachzudenken brauchte. Es war bei Warnas viel einfacher als vorhin bei Segur.

»Ich habe dich

so lieb!«

Warnas beruhigte sich sofort, und das war ein sehr gutes Gefühl.

4.

Hajmayur, 148. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die Subjektive Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Subjektive Realität ist das, was wir gemeinhin als Wirklichkeit bezeichnen. Sie ist identisch mit jenem Bild

der Welt, das uns von unseren Sinnen übermittelt wird und das wir im wesentlichen mit allen gleichartigen

Lebewesen gleicher Herkunft und Abstammung teilen.«

Der Meister fragte:

»Wie beschreiben wir die Subjektive Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Sie ist die Summe aller Begriffe, aus denen unser materielles Sein besteht. Welche Bedeutung wir den

einzelnen Begriffen beimessen, hängt jedoch vom jeweiligen Standpunkt der unterschiedlichen Arten von

Lebewesen ab. Die Subjektive Realität ist die Ebene, auf der alle uns bekannten Sprachen angesiedelt sind.

Diese Sprachen beschreiben demzufolge niemals die Wirklichkeit an sich, sondern nur das, was ihre Erfinder

für die Wirklichkeit halten.«

1148 NGZ, Zeit der Aussaat

Es war nicht einfach gewesen, den Lehrer auszutricksen, denn er war der einzige im Haus, der nicht auf

Dorinas Überredungskünste reagierte. Er gab keine Zeichen, und darum konnte sie ihn auch nicht beeinflussen.

Dorina fand das sehr unbequem, aber sie hatte gelernt, sich mit Tatsachen abzufinden. Wenn man auf einem

bestimmten Weg nicht zum Ziel kam, dann war es besser, es auf andere Art zu versuchen.

Es gab stets viele Wege.

Und der Lehrer war nur eine Maschine.

Warna hatte eine natürliche Begabung für den Umgang mit gerade dieser Art von Maschinen, und Dorina hatte

viel von ihr gelernt. Sie lernte gerne - wenn es um Dinge ging, für die sie sich interessierte.

Das meiste von dem, was der Lehrer ihr zu bieten hatte, war ihr ziemlich gleichgültig. Was war schon dabei, all

diese unnützen Dinge zu wissen? Was konnte man zum Beispiel mit all den überflüssigen Zahlen anfangen?

Wörter waren viel interessanter.

Es war erschreckend, wie wenig der Lehrer über Wörter wußte!

Immerhin hatte der Lehrer eine bezaubernde Schwäche: Diejenigen, die ihn gebaut hatten, hatten ihm einen

sturen, maschinenhaften Ehrgeiz verliehen, der es ihm unmöglich machte, einem Schüler eine Antwort schuldig

zu bleiben. Da aber der Lehrer nur einen begrenzten Vorrat an Wissen in seinem künstlichen Gehirn

unterbringen konnte, hatte man ihm verschiedene Möglichkeiten einprogrammiert, damit er sich die Antworten

auf ungewöhnliche Fragen im Notfall selbst besorgen konnte.

Diese Maßnahme machte den Lehrer zu einem Schlüssel, mit dem man fast alle Türen öffnen konnte - wenn

man die richtigen Tricks kannte. Es überraschte Dorina nicht im geringsten, als sie feststellte, daß es auch hier

um Wörter ging.

Auf der Suche nach Wörtern, die gleichzeitig als Schlüssel zu neuem Wissen dienen konnten, war Dorina auf

einen Begriff gestoßen, den sie bereits von ihren Eltern gehört hatte.

Friedensstifter.

Dieser Begriff faszinierte sie. Wara hatte ihn im Zusammenhang mit Dorinas Begabung genannt, und Dorina

zog daraus den Schluß, daß auch die Friedensstifter mit Wörtern umgehen konnten. Sie wollte mehr über diese

Linguiden erfahren.

Der Lehrer schien ein wenig Mühe zu haben, die Antworten auf Dorinas diesbezügliche Fragen zu besorgen. Er

präsentierte ihr eine Reihe von Namen, die für Dorina alle miteinander völlig nichtssagend waren. Die dann

folgenden Berichte erwiesen sich als überschwengliche Lobeshymnen, die bei Dorina große Erwartungen

weckten.

Um so größer war die Enttäuschung, als der Lehrer endlich etwas von dem wiedergab, was die Friedensstifter

produzierten.

Es waren Reden - was auch sonst? Aber diese Reden waren nicht das, was Dorina erwartet und erhofft hatte.

Oh, die Friedensstifter konnten reden! Dorina verstand mittlerweile genug davon, um das beurteilen zu können.

Sie beherrschten die Kunst, ihr Publikum zu fesseln und selbst die zum Zuhören zu bringen, die sich zunächst

dagegen sträubten. Sie gebrauchten die Sprache mit derselben Geschicklichkeit, mit der ein Sluck seine Krallen

einsetzte. Sie kannten Wörter und Redewendungen für jede nur denkbare Gelegenheit, und sie verstanden sich

darauf, sich dem sprachlichen Niveau ihrer Zuhörer anzupassen. Sie sprachen Hoch-Lingo und sämtliche

Dialekte. Und offenbar beherrschte jeder von ihnen auch noch andere Sprachen.

Aber reichte das alles aus, um die überschwengliche Verehrung zu erklären, die man ihnen entgegenbrachte?

Dorina suchte vergeblich nach einem Beweis dafür, daß auch die Friedensstifter imstande waren, die Zeichen

zu lesen, wie sie selbst es inzwischen ganz automatisch tat, auch wenn sie sich gar nicht darum bemühte. Sie

fand nichts.

Wie wollten und konnten sie jemanden beeinflussen, wenn sie nicht auf die *Zeichen* achteten?

Wochenlang studierte sie die Aufzeichnungen. Ohne Erfolg. Schließlich stieß sie auf einen Querverweis, eine

Spur, die an einen Ort führte, den man *Hajmayur* nannte - die Schule.

Mit Hajmayur wollte sie nichts zu tun haben, um keinen Preis der Welt. Schon der bloße Gedanke an diesen Ort

versetzte sie in Panik.

Aber nach einigen Tagen überwog die Neugierde, und obwohl - oder gerade weil - es sehr schwierig und auch

ein bißchen gefährlich war, warf sie mit der höchst unfreiwilligen Hilfe des Lehrers aus sicherer Entfernung

einen Blick in diese Institution.

Dort las man keine Zeichen. Statt dessen absolvierten sie in dieser Schule Sprechübungen, die in Dorinas Ohren

ausgesprochen albern klangen.

Abweisen, anweisen, hinweisen, unterweisen ...

Mit solchen Kinkerlitzchen konnte man noch nicht einmal einem Sluck imponieren.

In anderen Räumen sangen, tanzten und turnten sie, vollführten die merkwürdigsten

Verrenkungen und

diskutierten miteinander.

Und das schien alles zu sein, was in Hajmayur geschah.

Dorina fragte sich, ob sie nicht vielleicht irgendwo etwas Wichtiges übersehen hatte. Aber

andererseits hatte sie

in ihrem ganzen bisherigen Leben noch keinen einzigen Linguiden getroffen, der die Zeichen so gut lesen

konnte, wie sie es tat.

Konnte es sein, daß sie etwas hatte, was einzigartig war? Ein neues, einmaliges Talent? Eine

Begabung, die das,

was man gemeinhin als das *Talent* bezeichnete, weit in den Schatten stellte?

Aber was war das?

Da erklangen plötzlich Wörter in einer Sprache, die Dorina nie zuvor gehört hatte. Sie lauschte wie gebannt.

Es war eine fremde, merkwürdige Sprache, die einer sehr seltsamen, ungewohnten Melodie zu folgen schien,

sehr hoch, sehr schrill, manchmal fast pfeifend und dann wieder so sanft und melancholisch wie der Gesang

eines Mi'inahs.

»Wer ist da? Identifiziere dich. Nenne deinen Namen!«

Dorina erschrak fast zu Tode. Hastig schlug sie auf einen Schalter. Die fremde Sprachmelodie war weg - aber

die andere Stimme auch.

Dorina saß zitternd vor dem Lehrer und hatte Mühe, ihren Atem unter Kontrolle zu bringen.

»Dorina?«

Neues Erschrecken, das ihr in alle Glieder fuhr.

Hatte man sie entdeckt? Ging es so schnell, wenn sie einen ungebetenen Zuhörer aufspüren mußten? Hatten sie

sogar schon Warna verständigt?

Wer weiß, welche Mittel sie dort hatten! Hajmayur war ein Ort, an den man nur schwer herankam - soviel hatte

Dorina immerhin schon herausgefunden. War da nicht anzunehmen, daß sie diesen Ort auch auf besondere

Weise zu schützen verstanden?

»Dorina? Wo steckst du?«

Der Sluck spürte, daß etwas nicht in Ordnung war. Er fauchte Dorina eine Warnung zu, und als sie ihm nicht

augenblicklich folgte, beschloß er, zuerst an seine eigene Haut zu denken, und sprang aus dem Fenster.

Die Tür wurde geöffnet. Warna blickte in den Raum, in dem der Lehrer stand.

»Warum antwortest du denn nicht?« fragte sie verwundert. »Ich brauche dich drüben am

Terminal. Mit der
Bewässerungsanlage in Süd-Eins ist etwas nicht in Ordnung, und ich kann nicht die Pumpen
kontrollieren und
gleichzeitig die Sämaschinen im östlichen Sektor überwachen.«
Dorina ließ den angehaltenen Atem ausströmen.
»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte Warna besorgt. »Nein«, erwiderte Dorina hastig.
»Ich hatte es nur gerade mit einer sehr schwierigen Aufgabe zu tun.«
»Du lernst zu viel«, bemerkte Warna kritisch. »Dabei bist du doch sowieso schon weit über dein
Pflichtpensum
hinaus.«
»Es macht mir Spaß«, versicherte Dorina und lächelte. »Ich komme gleich. Ich muß nur noch den
Lehrer
abschalten.«
Warna eilte davon.
Dorina befahl dem Lehrer, ihr alle auf legalem Wege erreichbaren Informationen über die neue,
fremde
Sprache zu beschaffen. Sie erfuhr, daß es die Sprache eines Volkes war, das in der kosmischen
Nachbarschaft
lebte. »Blues«, nannte man sie in Interkosmo - einer Sprache, die im Programm des Lehrers
enthalten war.
Zur Zeit der Sommerdürre tauchten die ersten bluesschen Programme im Unterhaltungsangebot
von Taumond
auf. Zur Verwunderung ihrer Eltern verstand Dorina diese neue Sprache fast auf Anhieb. Dorina
hielt es für
besser, ihnen nichts über die Quelle dieser Kenntnisse zu sagen, denn sie hätte dabei Hajmayur
erwähnen
müssen.
Das wollte sie lieber nicht riskieren.

5.

Hajmayur, 152. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die Individuelle Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Individuelle Realität basiert auf den persönlichen Lebensumständen und Erfahrungen des Individuums.«

Der Meister fragte:

»Wie beschreiben wir die Individuelle Realität?«

Die Schülerin antwortete:

»Die Individuelle Realität umfaßt die Ebene der Gefühle, Gedanken und Ideen, der Phantasie und des

Glaubens. Ihre Begriffe beschreiben Phänomene, die nicht nach allgemeingültigen Regeln meßbar sind und von

den Einzelwesen in völlig unterschiedlicher Art und Weise erlebt werden. Diese Phänomene können unsere

Sicht der Subjektiven Realität beeinflussen und verzerren. Auf dem Umweg über die Begriffe der Individuellen

Realität läßt sich daher die Subjektive Realität manipulieren.«

*

1149 NGZ, Zeit der Haupternte

»Dies ist dein Kima-Strauch«, sagte Warna. »Segur hat ihn gepflanzt, als du geboren wurdest. Der Strauch ist

mit dir verbunden, dein ganzes Leben lang.«

»Warum zeigt ihr ihn mir erst jetzt?« fragte Dorina.

»Weil es bei uns so üblich ist.«

»Und warum blüht er nicht?«

»Er ist noch zu jung dazu. Er wird ganz sicher blühen - später, wenn die Zeit dafür gekommen ist.«

Dorina dachte über diese Antwort nach.

»Ich möchte mit meinem Kima-Strauch sprechen«, sagte sie schließlich.

»Wenn du willst, kannst du ihm jeden Tag eine Rede halten«, kommentierte Segur Vaccer aus dem

Hintergrund, und er lachte dabei. »Er wird dich nur nicht verstehen.«

Dorina nahm seine Bemerkung zur Kenntnis. Sie widersprach ihrem Vater nicht. Sie hatte auch nichts dagegen

unternommen, daß Segur die Tomatenpflanzen beschnitt. Sie verließ dann zwar den Garten, und sie weigerte

sich ganz entschieden, ihre eigenen Pflanzen dem Messer auszuliefern oder diese Arbeit gar selbst zu

übernehmen, aber es hatte keine weiteren Unfälle mehr gegeben. Sie hatte auch keinem der beiden mehr etwas

befohlen.

Aber manchmal ...

... manchmal setzte sie eben ihren Willen durch.

»Ich will es versuchen«, verkündete sie, setzte sich auf einen Stein und starrte den Strauch an.

»Ich möchte mit

ihm alleine sein. Ihr könnt ruhig schon nach Hause gehen.«

»Dorina ...«

Es war sinnlos. Sie wandte den Kopf ab, und von diesem Augenblick an war sie nicht mehr erreichbar.

Natürlich war Dorina kein kleines Kind mehr, aber die Hügel waren wildes Land, voller Gefahren, noch völlig

unberührt, und wenn Dorina diesen abwesenden Blick hatte, dann war sie blind und taub für alles, was um sie

herum vorging.

Warna sah sich hilfesuchend nach Segur um.

»Wir können das doch nicht zulassen!« sagte sie. »So weit draußen und ganz allein, und das jetzt, bei dieser

Hitze.«

»Hier kann ihr nichts passieren«, behauptete Segur. »Eine der Maschinen kann sie im Auge behalten.«

»Ein Roboter? Was versteht der schon von den Gefahren, die ihr hier drohen können!«

»Sie könnte einen Sonnenstich bekommen«, brummte Segur Vaccer grimmig. »Das ist aber auch schon alles,

was ihr geschehen könnte.«

»Vielleicht sind Autras in der Nähe. Wenn wenigstens der Sluck hier wäre!«

»Hier gibt es keine Autras«, behauptete Segur. Er wußte sehr gut, daß man die Anwesenheit dieser gefräßigen

kleinen Monster an keinem Ort und zu keiner Zeit auf ganz Taumond mit völliger Sicherheit ausschließen

konnte, aber ihm kam es im Augenblick in erster Linie darauf an, Werna zu beruhigen.

»Trotzdem sollte sie nicht alleine hier oben auf dem Hügel bleiben!«

»Da stimme ich dir zu«, sagte Segur grimmig. »Aber sie kümmert sich ja nicht um das, was wir ihr sagen, und

das ist *deine* Schuld. Du hast ihr von Anfang an Flausen in den Kopf gesetzt und sie total verzogen. Kein

Wunder, daß sie jetzt auf komische Ideen kommt. Mit einem Kima-Strauch will sie reden! Das ist *dein* Einfluß

- von mir hat sie das bestimmt nicht!«

»Natürlich nicht!« fauchte Werna. »Von dir kann sie höchstens lernen, wie man die Felder düngt. Das ist das

einzigste, womit du dich auskennst!«

»Wenn du damit sagen willst, daß ich nur ein dummer Bauer bin ...«

Dorina drehte sich um und sah ihre Eltern an. Segur Vaccer verstummte plötzlich.

»Ich möchte nicht etwas sein, worüber ihr euch streiten müßt«, sagte Dorina. »Und ich möchte auch nicht

hören, wie ihr euch gegenseitig schlechtmacht. Hört auf damit!«

Sie sahen ihre Tochter betroffen an und schwiegen.

»Ich weiß, daß ich nicht mit dem Strauch *sprechen* kann«, fugte Dorina hinzu. »Aber ich würde gerne eine

Weile mit ihm allein sein. Ihr könnt ruhig nach Hause gehen. Macht euch keine Sorgen um mich.

Ich kann auf

mich aufpassen.«

Ihre Eltern drehten sich um und gingen davon, um ihr diese Bitte zu erfüllen.

*

Es war früh am Morgen gewesen, als sie Dorina zu dem Kima-Strauch geführt hatten, und als Segur auf den

Hügel zurückkehrte, stand die Sonne bereits im Zenit.

Dorina saß noch immer auf dem Stein. Sie schien sich in all den Stunden nicht von der Stelle bewegt zu haben.

Segur blieb im Schatten eines Felsens stehen und beobachtete seine Tochter.

Dorinas Haar war feuerrot und würde es auch bleiben. Im Gesicht war es kurz und samtig, so daß die feinen

Linien der Haut deutlich zu erkennen waren.

Diese Linien bewegten sich nicht - Dorina schwieg.

Segur Vaccer war angesichts dieser Tatsache erleichtert. Vielleicht hatte Dorina bereits eingesehen, daß es

keinen Sinn hatte, mit dem Kima-Strauch sprechen zu wollen. Er hoffte es sehr. Er wollte nicht, daß sie sich in

eine solche Idee verrannte. Die Sache mit den Tomatenpflanzen war schlimm genug gewesen.

Es hatte bereits gehofft, daß Dorina diese Phase überwunden hatte. Kinder setzten sich oft die absonderlichsten

Dinge in den Kopf, und das war etwas, womit er sich abfinden konnte. Aber er war der Meinung, daß es ein

schlechtes Zeichen war, wenn Dorina jetzt zu dieser fixen Idee zurückkehren sollte.

Außerdem hatte nicht nur Dorina gewisse Phasen zu überwinden, sondern das gleiche galt auch

für Werna. Sie

hatte sich schon von Anfang an eingebildet, daß Dorina etwas Besonderes sei.

Segur hatte keine Ahnung, wie Werna darauf gekommen war, solche hochgestochenen Ideen zu entwickeln.

Weder in ihr, noch in Segurs Familie hatte es jemals einen Schlichter, geschweige denn einen Friedensstifter

gegeben. Sie alle waren seit Generationen einfache Linguiden gewesen, die einfache Tätigkeiten ausübten.

Und das ist nichts, wofür wir uns schämen müßten! dachte Segur Vaccer. *Auch Friedensstifter müssen essen*

und trinken und sich kleiden. Ich möchte mal wissen, wie sie das tun wollen, wenn es uns Bauern nicht gäbe!

Ohne uns könnten sie mit all ihren schönen Reden nicht das geringste anfangen!

Und außerdem hatte Werna sich glücklicherweise geirrt, denn Dorina war völlig normal.

Absolut normal! dachte er bekräftigend. Aber irgendwo im Hintergrund seiner Gedanken fügte eine lästige

kleine Stimme zweifelnd hinzu: Hoffentlich ...

Er trat aus dem Schatten hervor und stapfte durch das dürre Gras. Dorina sah zu ihm auf. Ihre grünen Augen

funkelten im Sonnenlicht, und die Linien unter dem feinen Samt ihrer Gesichtsbehaarung bildeten ein lustiges

Netz um ihre Augen und ihren Mund herum.

Segur betrachtete seine Tochter voller Zärtlichkeit. Auch wenn es manchmal nicht so schien - sie war noch

immer ein Kind. Gelegentlich benahm sie sich auch so. Er mochte das sehr. Ab und zu schlich sich allerdings

ein Gedanke bei ihm ein, den er jedesmal voller Abscheu von sich wies: *Wenn sie sich wie ein Kind benahm -*

tat sie es dann vielleicht nur deshalb, weil sie *wußte*, wie sehr er sich darüber freute?

»Was hast du mir mitgebracht?« fragte sie neugierig.

»Gebratene Autras!« erklärte Segur scherzhaft. Er hielt ihr das Päckchen hin, das Werna ihm mitgegeben hatte.

Dorina wickelte ihr Mittagessen aus: Gebratenes Fleisch und Tomaten. In Gurmeyon hätte man dafür ein

kleines Vermögen zahlen müssen. Das Leben auf der Farm hatte seine unbestreitbaren Vorteile.

Segur ließ sich auf einem Stein nieder und sah Dorina beim Essen zu. Er kämpfte mit einer Frage, die ihm nur

schwer über die Lippen kam.

»Hat er dir schon geantwortet?« fragte er schließlich in einem möglichst unverfänglichen Tonfall und deutete

auf den Kima-Strauch.

»Nein«, antwortete Dorina mit vollem Mund.

Ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Er fragte sich, was er getan hätte, wenn ihre Antwort anders ausgefallen wäre.

»Warum hast du ihn nicht neben das Haus gepflanzt?« fragte sie.

»Dein Name bedeutet so viel wie ›Licht auf dem Hügel‹«, erklärte Segur. »Also steht dein Kima-Strauch hier

oben. Es war der beste Platz für ihn.«

»Ist es ihm hier nicht zu trocken?«

»Nein. Für einen Kima-Strauch reicht das Wasser fast überall. Er braucht einen guten Partner - alles andere ist

nicht so wichtig. Und der Partner dieses Kima-Strauches hier bist nur du. Ich wette, daß einmal ein großer

Baum aus ihm wird.«

»Ich möchte, daß er es gut hat. Was muß ich tun, damit er wächst und blüht?«

»Du kannst auf deine Gesundheit achten. Das ist auch schon alles.«

»Ob er es wohl mag, wenn ich ihn besuche?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube, das ist ihm ziemlich egal. Er wird wachsen und blühen, ob du nun neben ihm

stehst oder nicht.«

»Warum pflanzt man Kima-Sträucher?«

»Hat der Lehrer dir das nicht erklärt?«

»Nein.«

»Dann frage ihn.«

»Er mag keine Fragen, die nicht in sein Programm passen. Ich glaube, er ist nicht richtig eingestellt. Er ist zu

langsam. Er behandelt mich wie ein kleines Kind.«

Segur betrachtete seine Tochter, dann das Gewächs.

»Man pflanzt einen Kima-Strauch, wenn ein Linguide geboren wird«, sagte er gedehnt. »So ist es immer

gewesen, und so wird man es auch noch in ferner Zukunft tun.«

»Ist es wahr, daß ich sterben muß, wenn der Strauch stirbt?«

»Wer hat dir das erzählt?« fragte Segur erschrocken, denn dies war etwas, was man den Kindern erst mitteilte,

wenn sie ein gutes Stück älter waren.

»Gatour.«

Gatour war der Sohn des Düngemeisters.

»Wie kommt Gatour dazu, mit dir über Kima-Sträucher zu sprechen!«

»Ich habe ihn unten am Bach gesehen«, berichtete Dorina. »Sein Strauch steht ganz dicht am Wasser. Er hat

viele Blätter, aber keine Blüten, und seine Zweige sehen komisch aus. Gatour hat ihm Dünger gegeben. Ich

habe ihn gefragt, warum er das macht. Gatour hat es mir erklärt: Er hat Angst, daß er sterben muß, wenn es mit

dem Strauch nicht besser wird.«

»Und das wird zweifellos nie der Fall sein, wenn Gatour nicht aufhört, den Strauch zu düngen«, sagte Segur

ärgerlich. »Kima-Sträucher vertragen so etwas nicht.« »Sterben sie davon?« »Hör endlich auf, vom Sterben zu

sprechen!« befahl Segur schroff. »Und jetzt komm!« »Nein. Ich bleibe hier.« »Hör mal, Dorina - du brauchst

wirklich keine Angst zu haben. Dein Kima-Strauch ist hier oben sehr gut aufgehoben, und er kann für sich

selbst sorgen. Er braucht dich nicht. Und der Lehrer wartet schon.«

»Ich bin über mein Pensum hinaus. Ich kann es mir leisten, einen Tag nicht mit dem Lehrer zu arbeiten. Du

kannst mich abholen, wenn die Sonne untergeht. Bis dahin werde ich hoffentlich fertig sein.«

»Fertig? Womit?«

Keine Antwort. Dies war eine Seite ihres Wesens, die Segur gar nicht gefiel. Sie sagte stets klipp und klar, was

sie wollte, und wenn sie der Meinung war, alles ausreichend erklärt zu haben, schwieg sie.

»Dorina ...« begann

er. »Ich möchte, daß er blüht«, sagte sie.

»Kleines, er blüht frühestens in zwei Jahren! Er ist noch zu jung, um Knospen zu bekommen. Es hat gar keinen

Sinn, daß du ...«

»Er *wird* blühen!« sagte Dorina. »Ganz bestimmt!«

Und nichts konnte sie davon überzeugen, daß es in diesem Fall nicht nach ihrem Willen gehen würde.

Es *konnte* nicht funktionieren. Es gab schließlich ein paar Naturgesetze, die sich nicht einfach auf den Kopf

stellen ließen, und eines dieser Gesetze besagte, daß ein Kima-Strauch erst blühte, wenn er mindestens fünf

Jahre alt war. So jedenfalls hatte Segur es gelernt.

»Ich mag es nicht, wenn du solche Ideen hast!« sagte er.

Dorina antwortete nicht. Sie sah ihn nicht einmal mehr an.

»Und ich mag es auch nicht, wenn du mich einfach ignorierst!« fügte er heftig hinzu.

Keine Reaktion.

Er fühlte sich ihr gegenüber hilflos. Eine Zeitlang stand er noch herum. Dann ging er davon.

*

»Du bist schuld!« sagte Segur Vaccer zornig. »Du hast ihr diese Ideen in den Kopf gesetzt. Du hast wegen jeder

Kleinigkeit einen solchen Wirbel veranstaltet, daß ihr gar nichts anderes übrigblieb, als sich für etwas

Besonderes zu halten!«

Warna Vaccer antwortete nicht. Sie saß an ihrem Terminal und leitete den Einsatz der Erntemaschinen im

nördlichen Sektor. Das war natürlich ein gutes Alibi, aber es war zugleich auch eine sehr durchsichtige Taktik.

Segur Vaccer hatte das schon zu oft erlebt, um sich davon beeindrucken zu lassen.

Er schaltete das Terminal aus.

»Was soll das?« fragte Warna empört.

»Es ist zu früh für die Ernte«, stellte Segur fest. »In zwei Tagen, werden wir einen viel höheren Gewinn

erzielen. Wenn du es nicht glaubst, dann fahre hinaus und überzeuge dich selbst.«

Er wußte, daß sie es nicht tun würde. Dorina verbrachte bereits den dritten Tag oben auf dem Hügel. Warna

würde sich nicht von der Farm entfernen, solange ihre Tochter die Sache mit dem Kima-Strauch nicht endlich

aufgegeben hatte.

Warna ließ seufzend die Hände sinken. Sie drehte sich um und starrte Segur an.

»Ich kann nichts daran ändern«, sagte sie. »Vielleicht habe ich wirklich einen Fehler gemacht, aber ich glaube

nicht, daß uns das jetzt weiterhilft. Und außerdem - meinst du nicht, daß Dorina tatsächlich

ungewöhnliche
Fähigkeiten hat?«

»Ich kann nur hoffen, daß du ihr das nicht sagen wirst!«

»Das ist nicht mehr nötig. Sie weiß bereits, daß sie anders ist.«

»Woher soll sie das wissen? Sie kennt kaum andere Kinder in ihrem Alter. Sie kann also keine
Vergleiche
ziehen.«

»Sie kennt Gatour.«

»Wenn man sie an dem mißt, ist sie allerdings ein Genie.«

»Er hat sie angegriffen.«

Segur Vaccer fuhr so heftig in die Höhe, daß er fast den Tisch umgestoßen hätte.

»Ich werde ihn ...«

»Du wirst gar nichts!« fiel Warna Vaccer ihm ins Wort. »Es ist ja nichts passiert. Dorina hat ihn
angesehen und
ihm gesagt, daß er sie in Ruhe lassen soll.«

»Und weiter?«

»Er hat sie in Ruhe gelassen.«

Segur Vaccer hatte ein seltsames Gefühl. Ihm war fast übel.

»Was hat sie gesagt?« fragte er mit einer Stimme, die ihm völlig fremd in den Ohren klang. »Hast
du dir die
Worte gemerkt?«

»Sie sagte: ›Sei friedlich, Gatour. Ich bin kein gelbes Blatt. Und nun geh mir aus dem Weg.‹ Das
war alles.«

»Ein Zufall«, vermutete Segur, aber es hörte sich auch für ihn selbst nicht sehr überzeugend an.

»Jeder hätte das

sagen können. Und Gatour ist ja nicht ausgesprochen aggressiv. Er war nicht wirklich darauf aus,
ihr etwas zu

tun. Es hat wahrscheinlich schon gereicht, daß sie keine Angst vor ihm hatte.«

»Und wie war das damals mit dem Sluck? Und mit den Tomaten? Mit dem Streit, den wir oben
auf dem Hügel
hatten?«

»Wir haben uns nicht gestritten!«

»O doch, das haben wir. Und wir tun es sehr oft in der letzten Zeit. Du bist sofort gereizt, wenn
Dorina etwas
tut, was sie deiner Meinung nach nicht können sollte.«

»Jetzt bin *ich* also mal wieder daran schuld!« schrie Segur Vaccer wütend. »Ich habe genug
davon!«

Warna setzte zum Sprechen an.

»Genug!« brüllte er.

Er stürmte zur Tür hinaus und rannte davon.

Als er wieder zur Besinnung kam, stand er bereits am Fuß des Hügels. Neben ihm gurgelte das
Wasser des

Baches um rundgeschliffene Steine. Aus dem Schatten unter dem Gesträuch leuchteten die
blutroten Blüten der

Chinabas wie lauter kleine Raubtierrachen, und direkt vor seinen Füßen erhob sich Gatours
Kima-Strauch - ein

bedauernswertes Exemplar mit flachen, verdrehten Zweigen, an deren Ende Büschel von Blättern
saßen, oft

zwei an einem Stiel, und alle diese Blätter hatten Fehler. Einige besaßen gelbe Ränder und braune Flecken,
manche waren durchlöchert oder zerschlitzt, und die, die von der Form her noch einigermaßen normal waren,
hatten die falsche Farbe - ein blasses, kränkliches Grün. Nur in der Mitte, an den obersten Spitzen der beiden
Haupttriebe, zeigten sich gesunde, junge Blätter.
Gatour war zwölf Jahre alt. Sein Lebensstrauch hätte längst damit beginnen müssen, sich zu einem Baum zu
entwickeln. Und dabei fehlte es diesem Strauch ganz gewiß nicht an Wasser und Nahrung.
Segur Vaccer wandte sich hastig ab, denn der Anblick dieser kranken Pflanze tat ihm weh.
Trotzdem - ihm kam
plötzlich der Gedanke, daß Dorinas Frage nach der Versorgung ihres Strauches durchaus
berechtigt war, und er
verdammte seinen Einfall, den Lebensstrauch seiner Tochter ausgerechnet auf diesen steinigen Hügel zu setzen.
In dem Topf hätte er ihn lassen sollen, wie es die Linguisten in den großen Städten taten. Einen Topf konnte
man im Haus behalten. Man konnte ihn vor dem Wetter schützen und ihn vor jeder Gefahr bewahren.
Aber dieser Gedanke kam um fast vier Jahre zu spät, denn war der Partner erst einmal geboren, dann konnte
man seinen Lebensstrauch nicht mehr verpflanzen. Außerdem war Segur stets der Meinung gewesen, daß ein
Kima-Strauch in die freie Natur gehörte.
Segur wandte sich dem Hügel zu. Er atmete auf, als er Dorina und den Strauch sehen konnte. Beide waren
offensichtlich wohlauf.
Dorina hob den Kopf, als sie ihren Vater kommen hörte.
»Es ist noch nicht Abend«, stellte sie fest.
Segur blieb erschrocken stehen, denn die Stimme seiner Tochter klang beinahe feindselig.
»Ich wollte nur nach dir sehen«, sagte er lahm. »Es könnte doch sein, daß du etwas brauchst. Es ist sehr heiß
heute. Bist du nicht durstig?«
Dorina bedachte ihn mit einem so seltsamen Blick, daß er am liebsten auf der Stelle umgekehrt wäre.
Er riß sich zusammen.
Ich werde mich doch nicht vor meiner eigenen Tochter fürchten! dachte er wütend.
Dorina sprang plötzlich auf, und unwillkürlich zuckte er zusammen. Im nächsten Augenblick hörte er ihr
fröhliches Lachen. Sie griff nach seiner Hand und zog so heftig an ihm, daß er gezwungen war, sich
umzudrehen.
»Fang mich ein, wenn du kannst!« rief sie laut und rannte den Hügel hinab.
Seine trüben Gedanken verflogen. Er lief ihr nach und bekam sie zu fassen, bevor sie in dem dichten Gebüsch
am Bach verschwinden konnte. Sie wirkte völlig unbeschwert. Er ließ sie auf seinen Schultern reiten und trug

sie im Triumph nach Hause.

»Es war nur ein Spiel«, sagte er am späten Abend zu seiner Frau. »Sie ist eben ein Kind, und Kinder tun manchmal die seltsamsten Dinge. Wir sollten in Zukunft alles vermeiden, was sie erneut auf solche Ideen bringen könnte.«

Warna antwortete nicht. Sie saß wieder an ihrem Terminal und drehte ihm den Rücken zu.

»Was ist los?« fragte er beunruhigt.

Sie hob den Pflanzenkatalog hoch, mit dem sie sich gerade beschäftigt hatte. Darunter lag ein ehemals versiegeltes Schreiben.

»Was ist das?« fragte er erschrocken. »Woher kommt das?«

Warna reichte ihm schweigend den Brief.

Im ersten Moment begriff er gar nicht, was da stand, aber dann war es, als stürze eine siedendheiße Welle über ihm zusammen.

... bitten wir euch, Dorina innerhalb von zehn Tagen unter der oben angegebenen Adresse vorzustellen ...

Es war eine regelrechte Vorladung, und auch die höflichen Worte konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß

man in diesem Fall keine Ausweichmanöver dulden würde.

Sekundenlang war er stumm vor Entsetzen. Dann kam die Wut.

»Jetzt hast du es also doch geschafft!« zischte er. »Schon seit ihrer Geburt hast du es darauf abgesehen!

Verdammt noch mal, Warna, *warum*? Ist dir denn nicht klar, daß sie sowieso viel zu früh aus dem Haus gehen

wird? Willst du sie unbedingt jetzt schon loswerden?«

»Ich habe nichts damit zu tun«, versicherte Warna tonlos.

»Oh, natürlich nicht!« höhnte Segur. »Sie schicken so etwas jedem ins Haus, nicht wahr?«

»Nein.«

»Nun, dann verrate mir mal, wie sie auf uns gekommen sind!«

»Durch Gatour.«

Die kochendheiße Welle der Wut war weg. Er schnappte nach Luft wie ein umgedrehter Autra.

»Gatour?« fragte er erschrocken. »Was hat das mit dem zu tun?«

Aber dabei ahnte er bereits, was kommen würde.

»Ich habe dir doch gesagt, daß er sie angegriffen hat«, erwiderte Warna. »Und sie hat ihn beruhigt. Das war vor

zwei oder drei Wochen. Ich habe dir damals nichts davon erzählt - ich wollte nicht, daß du dich wieder

aufregst.«

»Und?«

»Seine Anfälle blieben aus«, sagte Warna. »Seine Eltern brachten ihn zum Arzt, und dort erwähnten sie den

Zwischenfall mit Dorina.«

Ab und zu hatte Segur einen Alptraum: Er ging die Treppe hinunter, und die Treppe verwandelte sich in eine

Rutsche, die geradewegs zwischen die messerscharfen Greifer der Strohpresse führte. So ungefähr fühlte er sich

jetzt.

Der Strauch.

Gatours Kima-Strauch.

Der frische, gesunde Austrieb an den beiden Hauptzweigen.

Er hätte es wissen müssen.

»Sie können ihr nicht die Schuld daran geben«, sagte er schließlich. »Was ist das überhaupt für ein Arzt? Er

behandelt Gatour schon seit Jahren. Warum ist er nicht einfach froh darüber, daß er endlich einen Erfolg

verbuchen kann?«

»Das bringt uns auch nicht weiter«, murmelte Warna bedrückt. »Es ist passiert. Wir können es nicht mehr

ändern.«

»Ja, und *du* bist natürlich froh darüber! Du hast das ja immer gewollt. Warum feiern wir also nicht ein großes

Fest und laden Gatour und seine Familie als Ehrengäste ein?«

»Ich will nicht, daß sie fortgeht!«

Er war so verwirrt, daß er auf der Stelle verstummte.

»Ich will es nicht!« wiederholte Warna Vacer verstört. Sie drehte sich um und starrte Segur an.

»Und ich will

auch nicht, daß sie Talent hat!«

»Aber du hast doch immer ...«

»Das ist mir egal!« schrie sie so laut, daß er unwillkürlich vor ihr zurückzuckte. Sie sah es und hielt sich

erschrocken die Hand vor den Mund.

»Es ist mir gleichgültig, was ich gesagt und getan habe!« fuhr sie in einem seltsamen, gepreßten Tonfall fort.

»Wenn ich es könnte, dann würde ich das alles rückgängig machen.«

»Aber warum?« fragte er ratlos.

»Weil ich jetzt erst begriffen habe, was es bedeutet«, stieß Warna hervor. »Du hast das natürlich schon von

Anfang an gewußt. Und dir war auch klar, daß sie das Talent hat. Gerade darum hast du dich so erbittert gegen

diesen Gedanken gewehrt.«

Lange Zeit standen sie sich schweigend gegenüber.

»Wer weiß, wozu es gut ist«, murmelte Segur schließlich, aber dabei fühlte er sich, als hätte er Dorina bereits

verloren.

Sie nutzten die ihnen gegebene Frist bis zum letzten Tag aus. Am Abend vor der Fahrt in die Stadt, als Dorina

mit dem Sluck beschäftigt war, stiegen Segur und Warna auf den Hügel.

Dorinas Kima-Strauch sah auf den ersten Blick völlig normal aus. Aber als sie genauer hinsahen, entdeckten sie

die winzigen Ansätze von Blütenknospen.

6.

Hajmayur, 323. Lektion:

Der Meister fragte:

»Was ist Sprache?«

Die Schülerin antwortete:

»Sprache ist das Instrument, mit dessen Hilfe wir die Wirklichkeit beschreiben, ordnen und begreifen.«

Der Meister fragte:

»Wie können wir Sprache beschreiben?«

Die Schülerin antwortete:

»Sprache besteht aus Begriffen. Jeder Begriff hat seine Entsprechung in der Wirklichkeit oder im Reich der

Ideen. Wir können nichts begreifen, ohne es vorher in Begriffe zu fassen.

Wir können aber andererseits auch Begriffe für das Unwirkliche erfinden und uns auf diese Weise aktiv eine

Wirklichkeit schaffen, die gar nicht existiert.«

Gurmayon

Sie saßen im Wartezimmer des Schlichters auf einer kalten, harten Bank und starrten auf die Tür, hinter der ihre

Tochter verschwunden war. Ein schwarzäugiges Linguiden-Kind hockte ihnen gegenüber mit untergeschlagenen Beinen auf einer anderen Bank, und die Eltern, die neben dem Kind saßen, sprachen

unentwegt auf ihren Sprößling ein.

»Vergiß nicht, ihm zu sagen, daß du schon mehrere Sätze in der Sprache der Blues verstehen kannst!«

»Gib keine frechen Antworten!«

»Rede nur, wenn du gefragt wirst!«

»Sage deinen Reim auf, den wir dir beigebracht haben!«

Das Kind war älter als Dorina. Es fixierte Warna Vaccer und wackelte mit den Ohren. Den Worten seiner

Eltern schenkte es nicht die geringste Beachtung.

Obwohl Segur und Warna Angst vor dem Urteil des Schlichters hatten, weckte das Verhalten des fremden

Kindes und seinen Eltern in ihnen einen gewissen Stolz auf ihre Tochter.

Mehrere Sätze in der Sprache der Blues.

Dorina beherrschte diese Sprache fast perfekt, und bessere Manieren hatte sie auch.

Die Tür öffnete sich. Das schwarzäugige Linguiden-Kind sprang von der Bank und huschte nach nebenan.

»Du bist noch nicht an der Reihe«, sagte eine tiefe, klangvolle Stimme.

»Warte, bis du gerufen wirst! Die Eltern des Kindes Dorina sollen hereinkommen.«

Segur stand auf. Er sah, daß Warna zögerte, nahm ihre Hand und zog sie hoch.

»Komm!« sagte er leise. *»Jetzt läßt sich sowieso nichts mehr ändern. Bringen wir es also hinter uns.«*

Der Schlichter war um die zwanzig Jahre alt und machte einen ruhigen, zuverlässigen Eindruck. Er hatte

braunes Haar und kluge, braune Augen, die von nach vorn gebürsteten Augenbrauen beschattet waren. Seine

Gesichtsbehaarung war kurz geschoren.

Er winkte Dorinas Eltern zu sich heran. Warna und Segur sahen sich vergeblich nach ihrer Tochter um.

»Dorina ist nebenan«, erklärte der Schlichter. »Ich habe ihr ein paar Aufgaben gestellt - ich weiß

schon jetzt,
daß sie sie lösen wird. Nehmt Platz.«
Sie folgten seiner Aufforderung.
»Ihr wißt natürlich, daß eure Tochter ungewöhnlich begabt ist«, sagte der Schlichter. »Ich will euch auch gar nicht danach fragen, warum ihr sie nicht schon viel früher zu uns gebracht habt, denn ich kann mir die Gründe vorstellen. Ich möchte vorerst nur wissen, seit wann Dorina bereits von ihrem Talent praktischen Gebrauch gemacht hat.«
»Woher sollen wir das wissen?« fragte Segur unbehaglich. »Und wie sollen wir das beurteilen?« Der Schlichter lächelte.
»Erzählt mir einfach, was euch im Zusammenleben mit Dorina aufgefallen ist«, sagte er sanft.
»Ich bin sicher, daß euch dazu vieles einfallen wird.«
Es war merkwürdig: Segur Vaccer hatte sich immer ein wenig vor seiner ersten Begegnung mit einem Schlichter gefürchtet, aber jetzt fühlte er sich plötzlich wohl und geborgen. Seine Besorgnis, die unterschwellige Angst, daß man ihn beeinflussen könnte, daß er möglicherweise nach einem solchen Gespräch gar nicht mehr er selbst sein würde, all das war von einem Augenblick zum anderen verschwunden.
Warna Vaccer empfand offenbar ähnlich. Zum erstenmal seit langem wirkte sie wieder so, wie Segur sie von früher her in Erinnerung hatte: Warmherzig, aufgeschlossen, voller Humor. Segur begriff erst jetzt, daß auch sie die ganze Zeit hindurch unter ständigem, fast unerträglichem Druck gestanden hatte. Es war eine Wohltat, endlich offen und ohne Angst über Dorina sprechen zu können. Keine Streitereien mehr, kein gegenseitiges Abgrenzen, kein ängstliches Verteidigen von Positionen, die nicht aufgrund von Wissen, sondern nur aus ungesicherten Überzeugungen heraus entstanden waren. Vor allem aber keine Vorwürfe. Sie sprachen ungeniert und ruhig sowohl miteinander, als auch zu dem Schlichter. Und der war ein ausgezeichneter Zuhörer.
Als sie von all den kleinen Merkwürdigkeiten, den seltsamen Vorfällen und erschreckenden Momenten berichtet hatten, war es, als hätten sie sich eine zentnerschwere Last von der Seele geredet. Und dabei wußte keiner von ihnen, woher eigentlich ihr plötzliches Vertrauen kam. Es war einfach da, und es wuchs mit jedem Wort, das der Schlichter sagte.
Diese Worte aber konnte man zählen. Der Schlichter sprach selten. Er stellte nicht mehr als vier oder fünf Zwischenfragen, und auch die waren sehr kurz.
»Es hat offenbar schon mit den Pflanzen angefangen«, sagte der Schlichter schließlich. Die Vaccers nahmen es gelassen. »Das bedeutet, das ihr Talent sich schon seit damals frei und wild entwickeln konnte.

Es wird
 allerhöchste Zeit, daß sie in eine Schule kommt.«
 »Wir würden sie lieber bei uns auf der Farm behalten«, sagte Segur, und zu seiner eigenen
 Überraschung war es
 ihm jetzt möglich, selbst bei diesem Thema ruhig und sachlich zu bleiben. »Sie ist noch so jung.
 In ihrem Alter
 braucht man seine Eltern. Außerdem würde sie den Sluck vermissen.«
 »Eure Tochter braucht jetzt in erster Linie eine gründliche Anleitung, wie sie mit ihrem Talent
 umzugehen hat«,
 erwiderte der Schlichter, aber selbst diese Äußerung wirkte nicht beunruhigend. »Sie könnte
 sonst sehr leicht
 etwas anrichten, was sie später bitter zu bereuen hätte. Es wird sich nicht umgehen lassen, daß sie
 zunächst für
 einige Zeit in der Schule bleiben und dort leben muß. Was den Sluck betrifft, so wird die
 Trennung für ihn
 schmerzhafter sein als für Dorina. Wie gut könnt ihr euch mit ihm verständigen?«
 »Wir haben einiges von Dorina gelernt«, sagte Warna. »Aber er wird uns sicher nicht als
 gleichwertig
 betrachten.«
 »Wie alt ist das Tier?«
 »Sie sind fast gleichaltrig.«
 »In Freiheit geboren?«
 »Ja.«
 »Dann wird er sich draußen zu trösten wissen. Behandelt ihn trotzdem in der nächsten Zeit
 besonders liebevoll
 und habt Verständnis für ihn, wenn er gelegentlich ein wenig aggressiv reagiert. Er meint das
 nicht so. Er hat
 nur keine andere Möglichkeit, seinen Schmerz zum Ausdruck zu bringen, und er würde es nicht
 verstehen,
 wenn ihr ihn für diesen Schmerz auch noch bestrafen wolltet.«
 »Vielleicht kann Dorina es ihm sogar erklären«, meinte Segur hoffnungsvoll.
 »Nein«, sagte der Schlichter. »Eure Tochter mag genial sein, aber das könnte sie nicht. Niemand
 könnte es. Ein
 Sluck ist nicht imstande, abstrakte Begriffe wie zum Beispiel Zeitangaben zu begreifen.
 Außerdem wird Dorina
 vorerst nicht auf die Farm zurückkehren. Ihr könnt ihr ihre Sachen nachschicken. Bis dahin wird
 die Schule
 einspringen.«
 Es gefiel ihnen nicht. Es tat ihnen sogar weh. Und trotzdem protestierten sie nicht. Sie vertrauten
 ihm.
 Denn er war ein sehr guter Schlichter.

*

Hajmayur, 329. Lektion Der Meister fragte:

»Was sind die Formen der Sprache?«

Die Schülerin antwortete:

*»Es gibt viele denkbare Formen von Sprache. Die Verständigung mit Hilfe von Lauten ist nur
 eine unter vielen*

Möglichkeiten und basiert auf der Wahrnehmung von akustischen Reizen. Sprache kann aber

ebensogut auf der Basis von anderen Sinneswahrnehmungen stattfinden, zum Beispiel in Form von optischen Signalen, Gerüchen, Berührungen, Bewegungen oder auf dem Umweg über Sinne, von deren Existenz wir nichts wissen.«

*

Hajmayur

Dies war also Hajmayur, die Schule - dieser schreckliche Ort, dem sie unbedingt hatte ausweichen wollen.

Sie saß im Gleiter und blickte hinaus. Sie konnte noch immer nicht glauben, daß sie jetzt hier war, anstatt bei

ihren Eltern zu sein und den Rückflug zur Farm zu genießen.

Unfaßbar, wie schnell das alles gegangen war.

Noch unbegreiflicher, daß es ihr diesmal nicht gelungen war, es zu verhindern.

Es lag daran, daß sie diese Sache zunächst nicht ernst genommen hatte. Natürlich hatte sie erfahren, daß sich

etwas über ihr zusammenbraute, und ihr erster Impuls bestand darin, daß sie beschloß, ihre Eltern umzustimmen. Das hatte sie schon oft getan, und sie hatte inzwischen viel Übung darin. Aber dann hatte sie es

doch nicht gewagt.

Sie hatte den Brief gelesen. Sie wußte, daß man der Angelegenheit nachgehen würde. Und so hatte sie

beschlossen, zum Schein auf das Spiel einzugehen.

Was konnte denn schon passieren?

Sie war in das Zimmer des Schlichters gegangen - allein. Zu ihrer Erleichterung hatte sie es nicht einmal nötig

gehabt, einen Trick anzuwenden, um dies zu erreichen: Der Schlichter selbst hatte ausdrücklich verlangt, daß

Dorinas Eltern zunächst draußen warten sollten.

Schlichter!

Sie hatte sich sonstwas darunter vorgestellt, aber es war nur ein ganz normaler Linguide, der in dem fremden

Zimmer auf sie wartete. Sie hatte ihn angesehen, und da waren all die kleinen Zeichen gewesen, die sie

mittlerweile so genau studiert hatte.

Dorina wußte noch nicht, wie es funktionierte, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß sie es *tun* konnte.

Es würde ein Kinderspiel sein, diesen Schlichter davon zu überzeugen, daß es völlig unnötig war, Dorina

Vaccor in eine Schule zu sperren.

Sie fing auch gleich damit an.

Und dann sagte der Schlichter:

»Diesmal nicht, Dorina. Damit ist es für einige Zeit vorbei!«

Danach hatte er sie in ein anderes Zimmer geschickt, und sie hatte dort einige Aufgaben lösen müssen, und als

er sie wieder zu sich gerufen hatte, waren ihre Eltern bei ihm.

»Wir müssen uns jetzt für eine Weile von dir verabschieden, Kleines«, hatte Warna betrübt gesagt.

Dorina war wie erstarrt.

»Es tut uns leid«, fügte Segur hinzu.

»Aber das könnt ihr doch nicht tun!« rief Dorina bestürzt, und für einen Augenblick vergaß sie völlig, welche

Möglichkeiten der Überredungskunst ihr zur Verfügung standen.

»Es geht nicht anders«, beteuerte Warna, und es fehlte nicht viel, so hätte sie geweint.

»Er hat mich noch nicht einmal einem einzigen Test unterzogen!« sagte Dorina und Wies empört auf den

Schlichter. »Das ist doch Betrug!«

»Es ist ...«, begann Segur, aber Dorina achtete nicht auf ihn.

»Ich will nicht in diese Schule!« schrie sie wütend. Und plötzlich erinnerte sie sich an eine Gelegenheit, bei der

sie ähnlich wütend gewesen war. »Man kann mich nicht einsperren! Das wäre Mord!

Widerlicher, stinkender

Mord!«

Und sie fügte das Fauchen eines bis zur Weißglut gereizten Slucks hinzu.

Warna Vacer erstarrte mitten in der Bewegung.

»Sei still!« befahl der Schlichter scharf in Dorinas Richtung. »Kein Wort mehr!«

Es lag etwas in seiner Stimme, das Dorina erfolgreich zum Schweigen brachte. Er sagte etwas Beruhigendes zu

Warna und Segur, und auch das wirkte: Sie entspannten sich. Sie verabschiedeten sich von Dorina, versprachen

ihr, daß sie sie bald besuchen würden, und gingen davon.

Dorina sagte gar nichts mehr. Sie musterte den Schlichter mit stummer Verachtung, folgte ihm schweigend zum

Gleiter und sprach kein Wort, während sie die Innenstadt verließen und schließlich zur Landung auf dem

Schulgelände ansetzten.

Die Schule lag in einem Außenbezirk der Stadt Gurmayon. Ein großer Park gehörte dazu. Dieser Park war sehr

schön, und auch das Gebäude sah keineswegs wie ein Gefängnis aus, aber Dorina war im Augenblick nicht

dazu aufgelegt, dies auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Ihr einziger Wunsch war, nur möglichst bald diesen

Schlichter loszuwerden.

Genau das aber gelang ihr nicht. Als er den Gleiter landete, hatte sie noch die Hoffnung, daß er sie nur absetzen

und dann wieder davonfliegen würde. Aber den Gefallen tat er ihr leider nicht.

»Du wirst dich hier bald einleben«, sagte er und brach damit das Schweigen, das während der ganzen Fahrt

zwischen ihnen geherrscht hatte. Er stieg aus dem Gleiter und wartete bis Dorina ihm folgte. Sie tat es

schweigend und mit düsterer Miene.

»Dieses Gelände«, sagte er, während sie gemeinsam zum Eingang des Gebäudes gingen, »darfst du fürs erste

nicht ohne Erlaubnis verlassen. Wenn du etwas brauchst, was hier auf dem Schulgelände nicht erhältlich ist,

wird es für dich gekauft.«

Es IST ein Gefängnis! dachte Dorina.

»Übrigens - ich heiße Garyo Kaymar. Du kannst mich Garyo nennen.«

Wenn er das für wichtig hielt ... *ihr* jedenfalls war sein Name völlig egal.

Garyo führte Dorina in das Gebäude hinein.

Drinne roch es merkwürdig und fremd. Der Fußboden bestand aus Holz und war spiegelblank.

Durch die

großen Fenster fiel das Sonnenlicht herein und zeichnete die sich sanft bewegenden Schatten der draußen

herabhängenden Blütenranken auf das helle Holz.

»Hier entlang!« sagte Garyo und ging voran, durch das Gebäude hindurch und auf einen großen, viereckigen

Innenhof hinaus, der mit weißem Sand bedeckt war. In der Mitte des Hofes befand sich ein Brunnen. Zwei

Linguiden saßen dort, der eine etwa dreißig, der andere höchstens sechs Jahre alt. Sie sprachen miteinander,

aber sie taten das so leise, daß Dorina kein Wort verstehen konnte.

Die drei hinteren Gebäudeflügel bestanden offenbar nur aus je einer langen Reihe von Zimmern, die von einer

überdachten Veranda aus zu erreichen waren. Vor der Veranda standen Töpfe mit Kima-Sträuchern.

Garyo führte Dorina über eine niedrige Treppe auf die Veranda hinauf und öffnete eine der vielen Türen.

Dahinter lag ein kleines, kahles Zimmer. Die Wände waren weiß. Ein Fenster gewährte einen Ausblick auf den

Park. Vor dem Fenster standen ein Tisch und ein einfacher, hölzerner Stuhl. An der rechten Wand gab es ein

ebenso einfaches Bett und um das Bett herum ein paar Schrankfächer.

Das war alles.

»Du kannst es ganz nach deinem Geschmack einrichten«, sagte Garyo. »Du bekommst alles, was du dazu

brauchst. Sage mir einfach Bescheid, wenn du weißt, wie du es haben willst. Ich helfe dir dann.«

Sie nahm an, daß er es darauf anlegte, sie zu beruhigen, aber dieser Versuch scheiterte ganz einfach daran, daß

sie nicht bereit war, sich beruhigen zu lassen. Sie wollte nur eines: Endlich allein sein.

Sie ging in das Zimmer und schloß die Tür.

*

Da saß sie nun, auf diesem kargen, ungewohnt harten Bett, das nicht einmal genug Kissen hatte, um sich richtig

einzukuscheln, zwischen den kahlen, weißen Wänden, und wußte nicht, was sie tun sollte. Ein Mi'inah pfiff

draußen im Park sein melancholisches Lied. Es klang sehr traurig. Dabei hatte das Tier gar keinen Grund, sich

zu beklagen: Es war immerhin frei und würde es auch bleiben, denn kein Linguide würde je auf die Idee

kommen, einen Mi'inah einzusperren.

Bei einem Kind aus ihrem eigenen Volk kannten die Linguiden dagegen weniger Skrupel, dachte Dorina

ärgerlich.

Der Mi'inah kam näher und landete auf dem Fensterbrett. Er betrachtete Dorina mißtrauisch. Sie pfiff etwas

Freundliches. Der Mi'inah antwortete mit einem langgezogenen Pfiff und flatterte aufs Bett.

In diesem Augenblick klopfte es. Der Mi'inah, nervös wie alle von seiner Art, erschrak und flog eilig davon.

»Ich bin nicht da!« knurrte Dorina zur Tür hinüber.

Die Tür hatte entweder verstopfte Sensoren oder unmögliche Manieren - auf jeden Fall öffnete sie sich.

Draußen stand ein junger Linguide, ungefähr neun Jahre alt. Er trug schreiend bunte Kleidung und eine sehr

auffällige Frisur: Die seitlichen Kopfhare waren grün gefärbt und zur Seite gebürstet, so daß sie wie

Vogelschwingen vom Schädel abstanden.

»Ich bin Virram«, sagte der Linguide. »Garyo hat dich meiner Gruppe zugeteilt. Komm mit, es ist Zeit zum

Essen.«

»Du hast den Mi'inah verscheucht«, erwiderte Dorina böse. »Paß auf, daß ich dir nicht genauso einen

Schrecken einjage, wie du es mit ihm getan hast!«

»Komm endlich!« befahl Virram unbeeindruckt »Ich habe keine Lust, deinetwegen zu spät zu kommen.«

Dorina war notfalls noch bereit, sich dem Schlichter zu beugen, denn der saß auf jeden Fall am längeren Hebel.

Aber diesem Jungen?

»Laß mich in Ruhe!« knurrte sie. »Tür zu!«

Die Tür hatte nicht nur verstopfte Sensoren, sondern sie mußte wohl stocktaub sein - sie rührte sich nicht.

Virram setzte gerade zum Sprechen an - Dorina wußte schon im voraus, daß sie nichts von dem hören wollte,

was er zu sagen hatte - als plötzlich Garyo hinter ihm auftauchte. Er klopfte Virram beruhigend auf die

Schulter, und der junge Linguide entfernte sich mit offensichtlicher Erleichterung.

»Zeit für die erste Lektion«, sagte Garyo und trat ein.

»Ich habe keinen Hunger und möchte jetzt nichts essen«, erklärte Dorina störrisch.

»Und ich habe nicht die Absicht, dich dazu zu überreden«, erwiderte Garyo gelassen.

»Abgesehen davon werde

ich veranlassen, daß dir dein Essen in der nächsten Zeit hierher in dein Zimmer gebracht wird.«

Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, daß dies keineswegs als Auszeichnung gemeint war, aber das war ihr

egal.

»Wir können es nämlich nicht zulassen«, fuhr Garyo fort, »daß du Schülern drohst, wie du es vorhin mit

Virram getan hast.«

»Ich werde ihnen schon nichts tun«, versicherte Dorina verächtlich.

Garyo lächelte.

»Du hast das falsch verstanden«, sagte er bedächtig. »Aber ich nehme an, daß dies auf einem grundsätzlichen

Irrtum beruht, den du erst einmal überwinden mußt. Deine Eltern sagten, daß du dich über

Friedensstifter und

Schlichter informiert hast. Da-, nach hast du dich einmal ziemlich abfällig über deren Fähigkeiten geäußert.«

Sie konnte nicht glauben, daß Warna und Segur das tatsächlich erzählt haben sollten. Aber woher hätte Garyo

es sonst wissen können?

»Deine Verachtung«, fuhr der Schlichter fort, »rührt sicher daher, daß du an ihren Reden nichts Ungewöhnliches entdecken konntest. Das brachte dich zu der Überzeugung, daß es mit ihrem angeblichen

Talent nicht weit her sein kann. So ist es doch, nicht wahr?«

Dorina schwieg.

»Du hältst dich selbst für einmalig«, stellte Garyo fest. »Du meinst, daß du eine ganz besondere Fähigkeit hast -

ein einzigartiges Talent. Aber glaube mir: Das haben schon viele gedacht. Es ist typisch für jene, die ihre

Begabung sehr früh und auf eigene Faust entdecken. Ich habe es von mir auch mal angenommen.« Er lächelte.

»Ja, ich habe das Talent, ob du es nun glauben magst oder nicht.«

Obwohl Dorina von sich selbst meinte, daß sie all ihre Reaktionen sehr gut kontrollieren konnte, sah er ihr an,

was sie dachte, und das irritierte sie.

»Paß auf«, sagte er leise. »Achte genau darauf, was ich dir jetzt sage: Ich habe das Talent!«

Sie starrte ihn verwirrt an. Sie sah die Zeichen und konnte sie deutlich lesen. Sie waren klar und deutlich:

Garyo log.

»Und nun anders herum«, fuhr er fort. »Ich habe das Talent *nicht*.«

Und auch das war eine Lüge: Die Zeichen sagten das Gegenteil dessen, was die Worte meinten. Er lachte.

»Körpersprache«, sagte er. »Es gehört zu den Dingen, die du hier lernen wirst. Und du *wirst* lernen. Nicht unter

Zwang - das wäre totaler Unsinn. Du wirst lernen *wollen*. Das was wir dir hier beibringen können, das ist all

das, was dich so - sehr fasziniert und worüber du von deinem Lehrer nichts erfahren konntest.«

»Aber wenn all das bekannt ist - warum hat er es dann nicht gewußt?« fragte Dorina verwirrt.

»Was ist so

geheimnisvoll daran? Warum muß man es verschweigen? Und warum war in den Reden und Vorträgen, die ich

gefunden haben, nichts davon zu merken?«

»Weil es sich nicht aufzeichnen läßt«, sagte Garyo. »Es besteht nicht nur aus dem, was du hörst und was du

siehst, sondern auch all deine anderen Sinne sind daran beteiligt - und was die dir vermitteln, das läßt sich auch

mit der modernsten Technik nicht festhalten und wiedergeben. Darum kann man es auch nicht mit Hilfe

technischer Geräte lehren. Für diesen Unterricht braucht man keine Computer, sondern lebendige Lehrer. Wir

haben hier sehr gute Lehrer. Aber selbst die allerbesten Lehrer können dir nichts beibringen, wenn du nichts

lernen *willst*.«

»Wirst du mein Lehrer sein?«

»Für den Anfang, ja. Du wirst in der ersten Zeit noch keiner Lerngruppe zugeteilt. Wir müssen mehr über dich

und dein Talent erfahren, bevor wir es wagen können, dich mit anderen Schülern zusammenzubringen.«

»Ich werde ihnen nicht drohen«, versicherte Dorina schnell.

»Das würde ich dir auch nicht raten«, sagte Garyo und lachte. »Es könnte nämlich sehr leicht geschehen, daß

dir das Echo nicht bekommt. Dies ist eine ganz besondere Schule. Hier werden nur Schüler aufgenommen, die

dieses ganz spezielle Talent haben, und zwar in sehr hohem Maß. Du solltest dich besser nicht mit den anderen

anlegen.«

»Sie können es *alle*?«

»Ja. Alle. Auch Virram. Er ist sogar einer der besten.«

»Was *ist* das Talent?« fragte Dorina neugierig.

Der Schlichter sah sie nachdenklich an.

»Eine Begabung wie jede andere auch«, sagte er schließlich. »Ein Geschenk der Natur - und darüber, was man

unter einem solchen Geschenk zu verstehen hat, ist schon sehr viel gesagt und geschrieben worden. Es ist und

bleibt ein Rätsel, auf welche Weise solche Talente entstehen. Aber eines ist sicher: Es wäre sehr dumm, eine

solche Gabe zu verschwenden. Wer etwas Besonderes kann, der soll dieses Besondere auch tun, was immer es

ist - es sei denn, es handelt sich um etwas, das sich gegen das Leben richtet.«

»Aber wie funktioniert es? Wie kann man es lernen?«

»Lernen kann man es, indem man es übt. Aber um es üben zu können, muß man das Talent haben. Wenn das

Talent fehlt, ist aller Fleiß vertan. Daß du das Talent hast, wissen wir bereits. Wie es bei dir um den Fleiß

bestellt ist, müssen wir erst noch herausfinden. Übrigens - wenn jemand das Talent hat, ist die Grundausbildung

Pflicht. Wir können und dürfen es nicht zulassen, daß jemand hingeht und auf eigene Faust damit herumexperimentiert. Du wirst also in jedem Fall für einige Zeit in Hajmayur bleiben müssen.«

»Wenn ich gewußt hätte, worum es hier geht, wäre ich von selbst gekommen«, bemerkte Dorina.

»Aber wie

funktioniert es?«

»Lerne erst, es zu kontrollieren«, sagte Garyo ruhig. »Alles andere kommt später. Du hast noch viel Zeit.«

8.

Hajmayur, 335. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die erste Funktion der Sprache?«

Die Schülerin antwortete:

»Sprache dient zuerst der Definition des eigenen Seins. Mit Hilfe von Begriffen definieren wir, wer, was, wie,

wo und wann wir sind. Indem wir einzelne Begriffe austauschen, definieren wir Veränderungen.

Mit Hilfe von

Veränderungen beschreiben wir die Zeit. Mit Hilfe der Zeit teilen wir unsere Wirklichkeit auf in das, was war, was ist, was sein wird.«

*

1154 NGZ, Hajmayur/Vaccer-Farm

Sie hatte sich eingelebt. Sie empfand die Schule schon längst nicht mehr als ein Gefängnis, und ihr Zimmer in

Hajmayur war auch nicht mehr leer und kalt. Ab und zu landete ein Mi'inah auf dem Fensterbrett. War Dorina

alleine, dann kam er herein, kletterte auf ihrem Kopf herum, setzte sich auf ihre Schulter und wisperte ihr mit

seiner honigsüßen Stimme etwas ins Ohr. War Garyo bei ihr, dann blieb der Mi'inah vorsichtshalber in der

Nähe des Fensters. Entdeckte er aber einen der anderen Schüler in Dorinas Zimmer, so flog er wieder davon.

Eines Tages rief Garyo sie zu sich. Sie war zur Zeit nicht gut auf ihn zu sprechen, und so ging sie nur zögernd

und widerwillig zu ihm. Er wußte haargenau, wie ihr zumute war, aber er wäre nicht Garyo gewesen, wenn er

darauf eingegangen wäre. Er führte zweifellos irgend etwas im Schilde, denn die Zeichen, die er gab, waren

völlig neutral.

»Es ist die Zeit der Nachernte«, sagte er. »Es wird Zeit für dich, für einige Tage auf die Farm deiner Eltern

zurückzukehren. «

Sie kannte den Grund: Es war üblich, am Tag der Geburt den Kima-Strauch aufzusuchen. Für die meisten

Schüler war das kein Problem, denn ihre Lebenssträucher standen draußen vor der Veranda, samt den Töpfen,

in denen sie wuchsen.

Sie hatte ihre Eltern schon so oft besucht, aber sie fand, daß es jedesmal schwieriger wurde.

Segur und Warna

waren ihr fremd geworden. Wären nicht der Kima-Strauch und der Sluck gewesen, so hätte es längst nichts

mehr gegeben, was sie nach Hause zog.

»Der Kima-Strauch ist auf derartige Besuche nicht angewiesen«, bemerkte sie. »Ich würde lieber nicht fahren.«

Garyo sah sie nachdenklich an.

»Dies ist eine Schule«, sagte er schließlich. »Keine Zuflucht, in der man sich vor der Welt verkriechen kann.

Deine Ausbildung dient nicht dem Zweck, dich der Welt zu entfremden. Also - wirst du fahren?«

»Warum überzeugst du mich nicht einfach davon, daß es mir Spaß machen würde?« fragte sie.

»Das könntest

du doch!«

»Ich bin mir dieser Tatsache bewußt«, erwiderte er mit leisem Spott.

»Es würde es leichter für mich machen.«

»Gewiß.«

»Andere Lehrer tun es auch.«

Seine nach vorne gebürsteten Augenbrauen hoben sich.

»Bist du immer noch nicht draußen?«

Sie hatte es plötzlich sehr eilig, aus dem Zimmer zu kommen, und noch auf dem Weg zur Gleiterstation glaubt

sie, seinen Blick in ihrem Rücken zu spüren. Es war ein sehr unangenehmes Gefühl. Seit einigen Wochen

glaubte sie ständig, diese Blicke zu fühlen, und Garyos Augen verfolgten sie sogar bis in ihre Träume hinein.

Bis in ihre *Alpträume*, um es genauer zu sagen.

Während des Fluges dachte sie darüber nach, wie es zu dieser Situation hatte kommen können.

Nach den anfänglichen Schwierigkeiten hatte sie sich sehr gut mit Garyo verstanden. Nur eines störte sie:

Daß er niemals auch nur den leisesten Versuch unternahm, ihr das Lernen zu erleichtern.

Sie hatte ihn schon oft genug begleitet, wenn er in der Stadt seiner Tätigkeit als Schlichter nachging. Sie hatte

Linguiden gesehen, die so voller Haß und Zorn aufeinander waren, daß sie zu explodieren drohten, wenn sie

einander auch nur von weitem erblickten. Und sie hatte Kranke gesehen, schon vom Tod gezeichnet, voller

Angst und Zweifel, und die Angehörigen dieser Kranken, denen der bevorstehende Verlust die Worte raubte.

Ein Gespräch mit Garyo, und die Kampfhähne gingen versöhnt nach Hause, die Kranken vergaßen die Angst

vor dem Tod, die Trauernden waren getröstet.

Sie wußte, was er konnte, und sie bewunderte ihn dafür. Aber manchmal ging er ihr gewaltig auf die Nerven.

Die Gewißheit, daß er nur ein paar Worte gebraucht hätte, um das zu ändern, machte es nicht gerade leichter.

Immer wollte er, daß sie eigene Entscheidungen traf. Alles sollte sie aus eigenem, freiem Willen tun. Und wenn

sie müde war und sich nicht konzentrieren konnte, dann verlangte er von ihr, daß sie sich zusammenriß. Nie

half er ihr mit einer kurzen Bemerkung wieder auf die Sprünge, wie alle anderen Lehrer es taten - bei anderen

Schülern, wohlgemerkt. Denn bei Dorina taten sie alle so, als hätten sie diesen Trick nie gelernt.

Er hatte sie aufgehetzt. Ganz sicher war es so. Er hatte ihnen irgend etwas über Dorina Vaccer erzählt, über

dieses große Talent aus der Wildnis, an dem man nicht herumpfuschen dürfe, und da er der beste Schlichter im

ganzen Kaokrat-System war und es eine ungeheure Ehre für Dorina bedeutete, wenn er sich überhaupt dazu

herabließ, sie zu unterrichten, hörten sie auf ihn.

Aber, Dorina war diejenige, die darunter zu leiden hatte.

Manchmal wünschte sie ihm eine ganze Horde Autras auf den Leib!

Aber andererseits war es die Zeit der Nachernte, und sie war erst neun Jahre alt, und wenn sie nur einmal im

Jahr nach Hause zu fahren brauchte, dann konnte sie noch froh und dankbar sein. Den armen

Virram hatten sie
für immer zu seinen Eltern zurückgeschickt.
Und natürlich hatte Garyo auch dabei die Finger im Spiel gehabt.
Die Sache mit Virram war das, womit sie sich seit Tagen herumschlug - der Grund dafür, daß sie
ihrem Lehrer
nicht in die Augen sehen konnte, daß sie ihn sogar durch offenen Widerstand provozierte, wie sie
es vorhin
getan hatte.
Es irritierte sie, daß er nichts dagegen unternahm.
Eines Tages hatte er Virram zu sich gerufen. Dorina war dabeigewesen. Sie hatte das Zimmer
verlassen wollen,
aber Garyo hatte ihr befohlen, daß sie bleiben sollte.
Virram war der ehrgeizigste Schüler von ganz Hajmayur, und jeder wußte das. Er war gut - sogar
sehr gut. Aber
das reichte ihm noch nicht. Er wollte unbedingt ein Friedensstifter werden. Dieses Ziel war ihm
wichtiger als
alles andere. Und weil ihm die normale Methode zu umständlich war, hatte er es auf andere
Weise versucht.
Er hatte »geübt«.
Am lebenden Objekt.
Und das Objekt wohnte in Hajmayur, hieß Surath und galt als etwas beschränkt, was aber
niemanden daran
hinderte, ihn gern zu haben.
Jeder kannte Surath. Er war groß und stark, und er war das Faktotum der Schule. An jedem
Morgen hörte man
ihn in dem großen Hof herumwirtschaften. Er harkte den Sand, kümmerte sich um die Pflanzen
und reparierte
alles, was entzwei war. Wenn einer der Schüler etwas in seinem Zimmer verändern wollte, rief
man Surath, und
er kam und half. Er mochte nicht sonderlich intelligent sein, aber er war mit sich und seiner Welt
zufrieden.
Immer war er fröhlich und gut gelaunt. Keine Arbeit war ihm zu schwer.
Nur Virram war wohl der Meinung gewesen, daß Surath mehr verdient hatte. Und darum hatte er
ihn für sein
Experiment ausgesucht.
Surath war nämlich ein sehr interessanter Fall. Er gehörte zu jener glücklicherweise sehr kleinen
Gruppe von
Linguiden, die *zwar* das Talent besaßen, die aber nicht intelligent genug waren, um es jemals
sinnvoll
anwenden zu können. Das ergab eine brisante Mischung. Und aus diesem Grunde hatte man
Surath ... nun,
gewissermaßen entschärft. Man hatte ihm das Talent nicht nehmen können - das nicht. Aber man
hatte ihn zu
der Überzeugung gebracht, daß er nicht auf diese bestimmte Weise sprechen durfte. Und weil bei
einem
Linguiden mit so geringer Intelligenz kleine Ausrutscher nicht auszuschließen waren, hatte man
ihn des
weiteren davon überzeugt, daß es besser für ihn sei, Hajmayur niemals zu verlassen.

Hier drinnen konnte er keinen Schaden anrichten. Hier war er zu Hause. Und er fühlte sich auch sehr wohl.

Virram allerdings war anderer Ansicht.

Natürlich hätte er wissen müssen, daß sein Vorhaben von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Selbst wenn

ein Linguide derart viel Talent besessen hätte, daß es ihm deutlich sichtbar zu den Ohren herausging - er hätte

damit in Suraths Fall nichts ausrichten können.

Denn man konnte natürlich niemanden dazu überreden, eine höhere Intelligenz zu zeigen, als er tatsächlich

besaß.

Virram hatte es trotzdem versucht - und eine falsche Kette zusammengesetzt.

Dorina wußte mittlerweile, was eine »falsche Kette« war. Sie hatte einmal um ein Haar selbst eine fabriziert,

damals, als Warna ihren ... *Unfall* gehabt hatte.

Widerlicher, stinkender Mord.

Sie durfte gar nicht daran denken. Sie hatte großes Glück gehabt, daß damals nichts Schlimmeres passiert ist.

Manchmal waren solche falschen Ketten die reinsten Katalysatoren. Sie setzten weitere Begriffe an, nach allen

Seiten, wie Kristalle. Und sie waren auch genauso hart und scharf wie Kristalle. Sie konnten den Verstand

zerschneiden und zerstören.

Das war bei Surath geschehen.

Nach Virrams »Behandlung« begann er zu toben. Er zerstörte, was er vorher so fröhlich und geduldig gepflegt

hatte. Da er so groß und so stark war und so laut brüllte, daß er außer seinen eigenen Stimme nichts anderes

hören konnte, dauerte es eine ganze Weile, bis man ihn endlich aufhalten konnte. Da waren schon etliche Meter

von dem Geländer und mehrere Türen zu Bruch gegangen.

Was aber das schlimmste war: Surath hatte einen der in Töpfen wachsenden Kima-Sträucher fast völlig

zertrampelt. Der Schüler, dem dieser Strauch gehörte, erlitt einen schweren Schock.

Damals, als das Gespräch zwischen Garyo und Virram stattfand, lag dieser Schüler noch in der Zentralklinik

von Gurmayer und kämpfte um sein Leben. Inzwischen war er über den Berg, aber er war seither ein bißchen

seltsam und würde es wohl auch für den Rest seines Lebens bleiben. Er würde niemals nach Hajmayer

zurückkehren.

Virram war ganz Reue, und diese Reue war zweifellos echt. Was hätte er auch sonst empfinden sollen? Selbst

Garyo ging nicht so weit, ihm zu unterstellen, daß er die falsche Kette absichtlich konstruiert hatte. Aber das

war auch gar nicht nötig. Man brauchte in diesem Fall nicht lange nach Vorwürfen zu suchen - sie drängten sich

einem förmlich auf.

Garyo zählte sie der Reihe nach auf. Er wirkte dabei nicht einmal wütend, und das machte es nur noch schlimmer. Kühl und ruhig konfrontierte er Virram mit der nüchternen Bestandsaufnahme dieses Unglücks.

Virram hörte schweigend zu.

»Gibt es deiner Meinung nach irgend etwas, was dein Verhalten entschuldigen könnte?« fragte Garyo.

Dorina, die still und betroffen zuhörte, senkte unwillkürlich den Kopf. Es war, als hätte man ihr selbst diese

Frage gestellt, und sie wußte, daß es nur eine einzige angemessene Reaktion geben konnte: Zu schweigen und

die Entscheidung des Schlichters zu akzeptieren, wie immer sie auch ausfallen mochte.

Aber Virram dachte in dieser Beziehung anders.

»Wenn du es gemacht hättest«, rief er leidenschaftlich, »dann hätte es geklappt!«

»Warum hast du mich nicht gefragt?«

»Weil ich wußte, daß du es nicht tun würdest«, erwiderte Virram verächtlich. »Du berufst dich auf uralte

Regeln, wie alle anderen es auch tun. Dabei weißt du ganz genau, daß diese Regeln längst überholt sind!«

»Du meinst also, daß wir die Regeln ändern müßten?« »Was denn sonst?« »Welche Änderungen schlägst du

vor?«

»Die Regel der Nichteinmischung muß weg!« »Warum?«

»Weil sie völlig unrealistisch ist und sowieso von niemandem beachtet wird.«

»Kannst du mir ein Beispiel nennen?«

»Warum nicht?« fragte Virram höhnisch. »Ich kenne da einen gewissen Garyo Kaymar. Der hat diese Regel

gebrochen, und jeder hier in Hajmayur weiß das! Oder willst du bestreiten, daß du Surath *behandelt* hast, ohne

daß er dich darum gebeten hat?«

»Seltsam, daß man diesen Garyo Kaymar noch nicht zur Rechenschaft gezogen hat«, bemerkte Garyo spöttisch.

»Aber du hast offenbar immerhin begriffen, daß *es* bei Surath um eine *Behandlung* ging. Surath war nicht

intelligent genug, um zu erkennen, daß er Hilfe brauchte. Für solche Fälle sind auch in den Regeln gewisse

Ausnahmen vorgesehen, und du weißt das. Ich selbst habe es dir schließlich beigebracht.«

»Bleiben wir bei dem Begriff *Behandlung*«, sagte Virram. »Du gibst also zu, daß du an Surath damals nicht als

Schlichter, sondern als Arzt gehandelt hast?« »Ja.«

»Und welches Gebrechen oder welche Krankheit hast du bei Surath *behandelt*?«

Garyo betrachtete Virram nachdenklich.

»Ich weiß sehr genau, worauf du hinauswillst«, sagte er leise. »Und ich möchte dich warnen. Dies ist der

falsche Weg, Virram!«

»Hast du Angst, daß ich dich mit deinen eigenen Waffen schlagen könnte? Hast du wirklich nie damit

gerechnet, daß mal einer kommen könnte, der die Wahrheit sieht?« »Du solltest jetzt besser

schweigen!« »Ich denke nicht daran! Es war allein die Dummheit, an der Surath litt, und nur wegen seiner Dummheit konntest du dich in seinem Fall über die Regel der Nichteinmischung hinwegsetzen! Und was können wir daraus schließen? Nach deiner eigenen Logik, die ich bei dir gelernt habe, gibt es auf diese Frage nur eine einzige Antwort: Die Dummheit ist eine Krankheit. Und jetzt beweise mir, daß das nicht stimmt!« »Ich bin nicht hier, um dir irgend etwas zu beweisen«, erwiderte Garyo gelassen. »Aber da du es unbedingt wissen willst, werde ich dir antworten: Suraths Mangel an Intelligenz war nicht der eigentliche Grund dafür, daß ich mich mit ihm beschäftigen mußte, sondern es ging um sein Talent. Surath hatte davon eine ganz gehörige Portion erwischt. Seine Intelligenz entsprach der eines kleinen Kindes, und auch seine Emotionen blieben auf diesem Niveau. Nun wissen wir aber sehr genau, daß gerade kleine Kinder zwangsläufig eine Menge Schaden anrichten, wenn sie sich unkontrolliert ihres Talents bedienen können. Wir konnten Surath nicht in seiner Umgebung lassen. Wir konnten ihn aber auch nicht ausbilden. Also haben wir einen dritten Weg gewählt.« »Du und die anderen Schlichter?« »Ja.« »Aber du hast die Regel gebrochen!« »Wenn du glaubst, daß mir das leichtgefallen ist ...« »Darauf kommt es doch gar nicht an!« rief Virram erregt. »Begreifst du denn nicht, daß es nur darum geht, den Begriff *Krankheit* um ein paar Facetten zu erweitern? Was ist denn Krankheit anderes, als ein unnormaler Zustand? Genauso unnormal wie Suraths haarsträubende Dummheit, wie die ewige Streitsucht der Blues, wie die Grausamkeit der Cantaro, von denen so schreckliche Geschichten erzählt werden - glaubst du etwa, daß die uns Linguiden jemals um Hilfe gebeten hätten? Dabei hätten wir ihnen helfen *können*!« »Du meinst also, daß wir Völker, die sich unserer Ansicht nach unnormal verhalten, als krank einstufen sollten?« »Ja, natürlich! Und nicht nur solche Völker, sondern auch jegliche Art von Krieg und Unterdrückung. Oder willst du behaupten, daß das normale Zustände sind?« »Wenn wir sie als Krankheit bezeichnen, setzen wir damit die Regel der Nichteinmischung außer Kraft und werden - ja, Virram, was werden wir dann?« »Zu wahren Friedensstiftern! In der ganzen Galaxis wird man das Volk der Linguiden verehren, denn wir werden allen Völkern Frieden und Glück bringen!«

Während er das sagte, war Virram so von sich und seinen Argumenten überzeugt, daß er die Zeichen, die er gab, nicht mehr zu kontrollieren vermochte. Er meinte das alles ernst. Er war sogar so sehr davon überzeugt, daß nicht der leiseste Zweifel an der Richtigkeit seiner Überlegungen an ihm zu bemerken war. »Eine Frage, Virram«, sagte Garyo nüchtern. »Seit wann schleppst du diese Gedanken schon mit dir herum?«

Virram hatte sich plötzlich wieder in der Gewalt.

»Es sind nur Ideen«, sagte er leichthin und signalisierte leise Belustigung.

»Das war das falsche Signal«, sagte Garyo leise. »Zeige mir die wahren Zeichen. Gib jede Verstellung auf.«

Gegen den Schlichter kam Virram nicht an.

»Es sind gute Ideen«, sagte er hitzig, und Dorina sah an ihm Zeichen, die ihr völlig unbekannt waren.

Beängstigende Zeichen. Virram richtet sich hoch auf und fuhr fort: »Ich werde mich nicht von diesen Ideen lossagen. Nicht einmal du kannst mich dazu bringen. Aber ich weiß, daß du es gar nicht versuchen wirst, denn im Grunde genommen bist du meiner Meinung. Du warst es schon immer. Du hast selbst gesagt, daß man die Regeln gelegentlich überdenken muß!« Er drehte sich blitzschnell zur Seite. »Und du bist auch meiner Meinung, Dorina!«

»Sei still!« Plötzlich war Garyos Stimme laut und schneidend. Virram verstummte.

»Wir müssen die Regeln überdenken, weil wir denkende Wesen sind!« sagte der Schlichter.

»Regeln, die man blind befolgt, sind in Wirklichkeit nur Fesseln. Aber für dich gilt das jetzt nicht mehr, Virram, denn du kannst weder folgen, noch denken, nicht einmal richtig zuhören! Du hast Surath großen Schaden zugefügt. Du bist schuld daran, daß die Zukunft eines Kindes zerstört wurde. Du hast eben, hier vor meinen Augen, versucht, eine Schülerin von deinen irrsinnigen Ideen zu überzeugen. Du hast dieser Schule geschadet, dir selbst, uns allen. Du wirst niemals ein Friedensstifter werden. Du wirst auch niemals ein Schlichter sein. Die Regeln, die ich dir jetzt nenne, wirst du *niemals* überdenken! Du wirst sie blind befolgen, für immer. Du wirst niemals wieder zu irgendeinem Wesen auf unsere Weise sprechen. Du wirst das Talent nie wieder anwenden und auch niemals erwähnen, daß du es hast. Du wirst vergessen, daß du jemals ein Schüler von Hajmayur warst!«

Jeder Satz war wie ein Schlag, der auf Virram niedersauste. Und schlimmer noch: Dorina sah und hörte, daß jeder Satz ein Befehl war und daß Virram in seinem ganzen Leben niemals imstande sein würde, gegen einen dieser Befehle zu verstoßen. Garyo gebrauchte die Sprache in diesem Augenblick wie ein Skalpell, und mit jedem Wort zertrennte er Gedankengänge, Assoziationen, Erinnerungen.

Virram hatte keinen Ton mehr gesagt. Stumm und zitternd hatte er dagesessen, zusammengekrümmt, als hätte er Bauchschmerzen. Tiefe Stille breitete sich aus, eine so schreckliche Stille, daß Dorina nicht einmal zu atmen wagte. Schließlich hörte man ein Schluchzen. Es kam von Virram.

»Du wirst zu deinen Eltern zurückkehren«, sagte Garyo. Diesmal sprach er leise und eindringlich, sanft und freundlich. Dorina kannte diesen Tonfall. »Die Stadt ist nichts für dich. Draußen auf den Feldern wirst du glücklich sein - ein ganzes Leben lang.«

Virram hob den Kopf. Seine verkrampfte Haltung löste sich. Er lächelte.

»Ja«, sagte er versonnen, und sein Blick war in die Ferne gerichtet. »Die Felder. Sie sind wunderschön. Ich hatte es fast vergessen. Ich werde dorthin zurückkehren.«

Schon eine Stunde später war er fort.

Natürlich wußte Garyo, daß Dorina dieses Ereignis noch immer nicht verkraftet hatte. Es war ein Schock für sie gewesen.

Zum erstenmal in ihrem Leben war sie mit einem Aspekt des Talents konfrontiert worden, der weder in den Schriften, noch im Unterricht jemals erwähnt wurde. Einem häßlichen, bösen, gewalttätigen Aspekt.

Dorina Vaccar war durchaus nicht zu jung, um zu wissen, daß jedes Ding seine zwei Seiten hatte. Aber niemals hatte sie das *Talent* mit derartigen Dingen in Verbindung gebracht. Und niemals hatte sie geglaubt, daß ein Schlichter - noch dazu *dieser* Schlichter - sich dazu bereitfinden könnte, etwas so Grauenhaftes zu tun wie das, was Garyo mit Virram gemacht hatte.

Virram hatte große Schuld auf sich geladen. Dorina wußte das und akzeptierte es. Er hatte zwei Leben zerstört. Und Garyo?

Garyo hatte Virrams Leben zerstört. Konnte das richtig sein? Ließ sich das überhaupt mit der linguistischen Auffassung von Recht und Gerechtigkeit vereinbaren?

Wenn Garyo es mit Virram gemacht hatte - konnte er es dann nicht auch mit anderen tun? Immer wieder, jederzeit und an jedem Ort?

Niemand konnte es kontrollieren. Wen es traf, der konnte sich hinterher nicht einmal mehr beschweren, *wollte* dies auch gar nicht tun. Jeder Schlichter traf selbst die Entscheidung darüber, ob er seine Gespräche vor Zeugen führen wollte oder nicht. Niemand konnte ihm in diesem Punkt irgendwelche Vorschriften machen.

Und genau das war der Punkt, mit dem Dorina nicht zurechtkommen konnte. Sie war dabeigewesen. Sie wußte, was Garyo getan hatte. Und sie konnte darüber berichten und das gesamte Gespräch mit allem Drum und Dran bis zur kleinsten Geste hinab wiedergeben.

Aber was würde geschehen, wenn sie das tat? Und *wem* sollte sie berichten?
Andererseits: Warum sollte sie darüber berichten? Garyo konnte nichts Unrechtes getan haben, denn wenn das der Fall gewesen wäre, dann wäre er nicht so dumm gewesen, sich auch noch einen Zeugen für seine Tat zu besorgen. Nachdem er Virram zum Schweigen gebracht hatte, wäre ihm Zeit genug geblieben, um Dorina aus dem Zimmer zu schicken. Und es war auch keineswegs so gewesen, daß er es einfach vergessen hatte. Garyo vergaß nie etwas!
Sie war sich darüber im klaren, daß er ihre Gedankengänge kannte. Die ganze Zeit hindurch, seit diesem Zwischenfall, hatte sie nur noch bei ihm Unterricht gehabt. Er ließ sie kaum noch aus den Augen, beobachtete sie, wartete auf irgend etwas.
Und sie wußte nicht, worauf.
Vielleicht war es ganz gut, wenn sie jetzt erst mal für ein paar Tage aus allem herauskam. Sie wußte, daß es auf der Farm keine großen Feierlichkeiten geben würde. Sie würde also genug Ruhe finden, um über alles nachzudenken. Und *zwar* ohne Garyo.

*

Alle, die zur Farm gehörten, kamen, um Dorina zu begrüßen. Nur einer fehlte: Das war der Sluck. Sie suchte ihn draußen im Garten, fand ihn aber nicht.
»Er ist alt geworden«, sagte Warna. »Seine Ohren sind nicht mehr so scharf wie früher. Aber er verbringt die Nächte immer in deinem Zimmer. Er wird sich bald einfinden.«
Sie wartete auf ihn, und gegen Mitternacht kam er die Leiter herauf. Er begrüßte Dorina mit gewohnter Zärtlichkeit. Sie streichelte ihn und war erschrocken darüber, wie mager er geworden war. Und wie müde.
Er schlief unter ihren Händen ein. Es war ein Schlaf, aus dem er nie wieder erwachen würde. Im Morgengrauen, als alle anderen noch schliefen, trug sie ihn den Hügel hinauf und begrub ihn in der Nähe des Kima-Strauches. Dann setzte sie sich auf einen Stein und wartete auf den Sonnenaufgang. Aber die Sonne blieb hinter dichten Wolken verborgen. Die Blüten des Kima-Strauches, der schon fast zu einem Baum geworden war, wollten sich nicht öffnen, weder am Morgen, noch am Nachmittag.
»Das ist ein schlechtes Zeichen«, sagte Warna bedrückt.
»Nein«, erwiderte Dorina. »Es liegt an mir.«
»Rede doch nicht immer so dummes Zeug!« brummte Segur unwillig.
Sie wandte sich wortlos ab.
Auf der Farm schien nichts mehr so zu sein, wie Dorina es von früher her in Erinnerung hatte. Gatour war weggezogen - sein Zustand hatte sich normalisiert, und er wohnte jetzt in Ixmun und arbeitete auf einer

Meeresfarm. Das Haus schien regelrecht geschrumpft zu sein. Der Garten auch. Alles war kleiner als früher.

Das ist ganz normal, dachte Dorina. Ich bin gewachsen, und nur dadurch kommt dieser Eindruck zustande.

Aber da war noch etwas anderes, und das hatte nichts mit ihrer Größe zu tun: Sie sah alles grau in grau. Sie

versuchte zwar, sich einzureden, daß auch das ein subjektiver Eindruck war - der Tod des Slucks hatte eine

große Traurigkeit in ihr ausgelöst - aber allmählich kam sie dahinter, daß es an ihren Eltern lag.

Sie stritten sich nicht mehr. Aber das bedeutete nicht, daß sie sich jetzt besser verstanden, sondern sie redeten

ganz einfach nicht mehr miteinander. Das war schlimmer als der ärgste Streit, und es übertrug sich auch auf die

anderen und vergiftete das Arbeitsklima auf der Farm.

Wozu war sie eine Schülerin von Hajmayur? Wozu taugten all die Übungen, wenn sie sie nicht anwendete?

Aber wenn sie nun eine falsche Kette zusammensetzte?

Am Abend setzte sie sich mit Segur und Warna zusammen und redete mit ihnen. An verschiedenen Zeichen

erkannte Dorina, daß die beiden sich sonst auch hier im Haus aus dem Weg gehen zu pflegten. Nur ihrer

Tochter zuliebe spielten sie Theater und gaben sich den Anschein, als sei alles ganz normal.

Ihre Tochter - das war der Schlüssel zu dem, was jetzt hier auf der Farm geschah. Segur und Warna gaben sich

gegenseitig die Schuld daran, daß Dorina schon so früh aus dem Haus gegangen war. Sie hatten sich so

hoffnungslos in völlig widersinnige Argumente verstrickt, daß sie aus eigener Kraft keinen Ausweg mehr

finden konnten.

Dorina war angesichts dieses Problems ziemlich verblüfft. Sie war lange genug in Hajmayur, um zu wissen,

aufweiche Weise andere Linguisten in bezug auf diese spezielle Schule reagierten: Sie scheuten weder Zeit

noch Mühe, um ihre Kinder dort unterzubringen. Auf jeden Schüler, den man aufnahm, kamen viele tausend,

deren Talent für nicht ausreichend befunden wurde.

Aber schließlich begriff sie, daß sie selbst die negative Einstellung ihrer Eltern verschuldet hatte. Von diesem

Moment an war ihr endgültig klar, daß sie etwas unternehmen mußte.

Für einen Augenblick sah sie Surath vor ihrem inneren Auge - und Virram, wie er zusammengekrümmt auf der

Bank in Garyos Arbeitszimmer gesessen hatte. Sie spielte mit dem Gedanken, die Entscheidung hinauszuschieben, Garyo anzurufen und mit ihm zu sprechen. Sie wäre sogar bereit gewesen, ihn ganz offiziell

um Hilfe zu bitten.

Aber sie wußte schon im voraus, was er sagen würde.

Die Angst ließ sich nicht abschütteln, wohl aber beherrschen. Sie lenkte das Gespräch auf die Schule. Sie war

sehr vorsichtig, behutsam und sanft. Und als sie fertig war, gingen Segur und Warna in ihr Zimmer hinauf -

gemeinsam, zum erstenmal seit langer Zeit.

Und Dorina selbst?

Sie empfand keine Freude über ihren Erfolg. Sie war nur müde.

*

Sie verließ die Farm schon am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück. Ihren Eltern gegenüber

behauptete sie, daß sie keine Zeit habe, weil sie sich auf eine wichtige Prüfung vorbereiten müsse. Segur und

Warna glaubten ihr jedes Wort. Es hätte Dorina auch sehr gewundert, wenn es anders gewesen wäre.

Sie wußte, daß man sie in der Schule erst in einigen Tagen zurückerwartete. Der Gleiter protestierte zunächst,

als sie ihn mitten im Bergland landen ließ, aber schließlich gelang es ihr doch, ihn zu überreden.

Den ganzen

Tag hindurch saß sie an einem Bach und versuchte, Klarheit in ihre Gedanken und in ihre Gefühle zu bringen.

Sie versuchte, die Dinge gegeneinander abzuwägen.

Da waren ihre Eltern. Diesen Schaden hatte sie hoffentlich beheben können, aber das änderte nichts an der

Tatsache, daß sie selbst ihn verschuldet hatte. Segur und Warna hatten durch Dorinas Schuld Jahre der

Lebensfreude verloren. Und sie waren beide nicht mehr jung.

Da war der Kima-Strauch, der seine Blüten nicht öffnen wollte. Auch das war Dorinas Schuld.

Und der Sluck, den sie zu ihrem Freund erklärt und dadurch an sich gekettet hatte. Sie hatte ihn allzulange

warten lassen.

Auf der anderen Seite der Rechnung gab es nur einen einzigen Punkt, der zu ihren Gunsten sprach: Gatour. Sie

hatte es nicht mit Absicht getan, hatte nicht einmal gewußt, was geschah, aber sie hatte ihn geheilt.

War das genug?

Als die Sonne unterging, kehrte sie in den Gleiter zurück und ließ sich nach Hajmayur bringen.

Am nächsten Morgen ging sie zu Garyo.

»Ich habe nichts als Unheil angerichtet«, sagte sie zu ihm. »Ich bitte dich, mich aus Hajmayur hinauszuweisen,

wie du es mit Virram getan hast.«

Seine nach vorne gebürsteten Augenbrauen hoben sich wie die Schwingen eines Vogels. Sie erwartete das

typische spöttische Lächeln und eine seiner ironischen Bemerkungen, mit denen er bei seinen Schülern deren

gelegentliche Anfälle von Selbstmitleid zu kurieren pflegte, aber er blieb ernst.

»Setz dich und erzähle«, befahl er.

»Nein.«

Seine Augenbrauen zuckten ein wenig - ein Zeichen von Ungeduld. Aber das sagte nicht das geringste darüber

aus, was er wirklich dachte oder fühlte. Nicht bei Garyo. Es bedeutete lediglich, daß er dieses

Signal in der
augenblicklichen Situation für angebracht hielt.
»Also gut«, sagte er langsam. »Dann werde ich es eben sein, der redet. Du hast keinen Grund,
dich mit Virram
zu vergleichen, und ich habe keinen Grund, dich von der Schule zu weisen. Trotzdem wirst du
uns bald
verlassen. Aber du wirst nicht auf die Farm zurückkehren, sondern in den Weltraum
hinausfliegen. Baiin
Weydar kommt nach Taumond. Du wirst deine Ausbildung in der VAROAR fortsetzen.«
Sie starrte ihn völlig entgeistert an. Jetzt wußte sie, worauf er die ganze Zeit gewartet hatte: Auf
diese
Nachricht.
Baiin Weydar war ein Friedensstifter, der derzeit berühmteste von allen, Und ausgerechnet sie
sollte seine
Schülerin werden?
»Mir scheint, du hast mir nicht richtig zugehört«, begann sie, aber er ließ sie nicht ausreden.
»Wer bin ich?« fragte er scharf.
Dorina schluckte.
»Du bist mein Meister«, murmelte sie schließlich widerwillig.
Nie hatte sie ihn so genannt, und er hatte das auch nie verlangt. Für sie war er einfach Garyo. Nur
bei offiziellen
Anlässen - bei den Prüfungen, wenn sie die Lehrsätze und Lektion zitierte - war sie sich seiner
Stellung bewußt
geworden. Aber das hatte nie etwas mit seiner Person zu tun gehabt, denn wenn die Prüfung
vorbei war, hängte
er die Robe an den nächstbesten Haken und war wieder das, was er immer gewesen war: Eher ein
Freund als
ein Meister.
Er seufzte.
»Ich weiß, was geschehen ist, und es tut mir leid, daß ich dir das antun mußte«, sagte er. »Ich
wußte, was dich
auf der Farm erwartete - ich war nämlich schon vorher dort.«
»Und warum hast du nichts getan?« fragte sie heftig.
»Der Sluck war alt. Niemand hätte ihm mehr helfen können. Und was deine Eltern betrifft - du
selbst hattest
diese Kette geschaffen, unbewußt, ohne böse Absicht, aber leider mit durchschlagendem Erfolg.
Nur du selbst
konntest sie auch wieder lösen.«
»Das glaube ich dir nicht«, sagte sie zornig - beinahe hätte sie ein Fauchen hinzugefügt.
»Das liegt daran, daß du dir deiner Fähigkeiten noch immer nicht voll bewußt bist«, behauptete
Garyo.
Dorinas Zorn verflog und machte tiefer Niedergeschlagenheit Platz.
»Du hast recht«, gab sie zu. »Und eben darum bin ich hier. Ich habe festgestellt, daß ich völlig
unfähig bin, das
Talent in der richtigen Art und Weise anzuwenden. Ich werde nie etwas Gutes damit zustande
bringen. Alles,
was ich bisher damit gemacht haben, war falsch. Laß es mich vergessen!«
»Nein.«

Diesmal war sie nicht wütend, sondern nur traurig und enttäuscht.

»Kannst du mir denn nicht wenigstens ein einziges Mal helfen?« fragte sie. »Ich bin mindestens so schuldig wie

Virram. Warum behandelst du mich nicht so, wie du es mit ihm getan hast?«

»Weil du im Gegensatz zu Virram keine einzige Regel gebrochen hast«, erwiderte Garyo ruhig.

»Virram war

bereits erwachsen. Er kannte seine Kräfte und wußte sie einzuschätzen. Er kannte auch die Regeln, und er hat

sich mit voller Absicht gegen sie entschieden. Du warst dabei, hast gehört, was er gesagt hat und hast seine

Reaktionen gesehen. Sage mir ehrlich: Glaubst du, daß es richtig wäre, einen Schüler wie ihn noch länger in

Hajmayur zu behalten?«

Dorina senkte den Kopf.

»Aber meine Eltern ...«

»Sie hatten jede erdenkliche Chance, sich zu schützen«, sagte Garyo nüchtern. »Sie kannten das Risiko. Jeder

erwachsene Linguide ist darüber informiert, woran man das Talent schon frühzeitig erkennen kann, und zwar

schon bevor es zum Ausbruch kommt, und was dann zu tun ist. Segur wollte die Anzeichen nicht erkennen.

Warna hatte sie erkannt, sich aber nicht danach gerichtet.«

»Das ändert nichts daran, daß ich sie beide manipuliert habe!«

»Das ist richtig«, stimmte Garyo zu. »Und du solltest das auch niemals vergessen! Aber du solltest auch

folgendes wissen: Jeder von uns macht irgendwann einmal einen Fehler, und bei den meisten passiert es in der

Kindheit, bevor man überhaupt weiß, was man da tut. Jeder von uns muß lernen, mit dieser Tatsache zu leben.«

Sie dachte darüber nach und erinnerte sich daran, daß er schon früher über diese Dinge gesprochen hatte. Sie

hatte das nur nie mit ihrer eigenen Person in Verbindung gebracht. Sie begriff erst jetzt, daß er sie in den letzten

Wochen systematisch auf den Tod des Slucks und auf die Schwierigkeiten der Eltern vorbereitet hatte.

Es war nicht seine Schuld, wenn sie zu dumm gewesen war, seine Anspielungen zu begreifen. Im nachhinein

sah sie ein, daß sie wohl auch gar keinen Wert darauf gelegt hatte, ihn zu verstehen. Sie war viel zu sehr mit

einem anderen Thema beschäftigt gewesen.

»Und Virram?« fragte sie kleinlaut.

»Hat nicht gelernt und nichts begriffen«, erwiderte Garyo kurz.

»Du hast sein Leben zerstört!«

»Nicht sein Leben. Nur seinen falschen und völlig unangebrachten Ehrgeiz.«

Dorina zögerte.

»Ich verstehe es nicht«, gestand sie. »Ich begreife einfach nicht, wie du es tun konntest, und ich frage mich, ob

du überhaupt ein Recht dazu hattest! Ich weiß, daß das, was Virram getan, sehr schlimm ist. Und

es ist nicht

umkehrbar. Niemand kann es wiedergutmachen. Aber hattest du das Recht, ihm im Gegenzug dasselbe anzutun?«

»Nein«, sagte Garyo leise. »Niemand könnte ein solches Recht für sich in Anspruch nehmen. Es war nicht mein

Recht, sondern meine Pflicht, und der konnte ich in diesem Fall leider nicht ausweichen.«

»Aber gab es denn keinen anderen Weg? Hättest du ihn nicht davon überzeugen können, daß seine Ideen falsch waren?«

»Aufweiche Weise? Mit welchen Argumenten? Und vor allem: Auf welcher Basis? Virram war mein Schüler,

und das seit vielen Jahren. Mit einem einfachen Gespräch war ihm nicht mehr beizukommen. Er hatte sich

schon zu tief in diese Ideen verbohrt. Es hätte bei ihm Jahre gedauert, ihm das wieder auszureden. Während all

dieser Zeit hätte er unmöglich in *Hajmayur* bleiben können - das war viel zu gefährlich gewesen. Wo aber hätte

man ihn sonst unterbringen sollen? Und selbst wenn es dann endlich gelungen wäre: Was hätte aus ihm werden

sollen? Er hätte keine Ausbildung gehabt, keine Aufgabe, nichts. Es ist besser für ihn, wenn er draußen auf der

Farm seiner Eltern glücklich wird, als wenn er unglücklich in Gurmeyon herumsitzen müßte.«

»Gibt es viele wie ihn?« fragte Dorina bedrückt.

»Ich habe von insgesamt fünf solchen Fällen gehört«, sagte Garyo. »Drei davon liegen schon über dreißig Jahre zurück.«

»Ich wollte, ich wüßte überhaupt nichts davon! Warum mußte ich denn auch noch dabeisein?«

»Weil du es wissen mußt.«

»Dann wußtest du also, wie es ausgehen würde?«

»Ja. Es erspart uns beiden einige sehr unangenehme Lektionen. Tut mir leid, aber so ist das nun mal, wenn man

nach den Sternen greift!«

»Wenn es so ist, bleibe ich lieber auf Taumond.«

»Das wirst du nicht tun! Einen Meister wie Baiin Weydar findest du so schnell nicht wieder.«

»Kennst du ihn denn?«

»Ich war sein Schüler!«

9.

Hajmayur, 344. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die zweite Funktion der Sprache?«

Die Schülerin antwortete:

»Die zweite Funktion der Sprache ist die Verständigung. Mit Hilfe von Begriffen vermitteln wir einem anderen

Lebewesen unsere Sicht der Wirklichkeit und lassen uns seine Sicht der Wirklichkeit mitteilen.

Indem wir beide

Wirklichkeiten miteinander vergleichen, schaffen wir uns eine gemeinsame Basis von Begriffen, die von beiden

Parteien in der gleichen Weise verwendet werden.«

*

1161 NGZ, Simban-Sektor

Die Zeit war wie im Flug vergangen. Das war kein Wunder, denn in der VAROAR war immer etwas los.

Langeweile konnte hier nicht aufkommen. Meister Baiin Weydar hatte viele Schüler und noch mehr Arbeit.

Jetzt allerdings wurde es allmählich etwas ruhiger, denn der Meister wurde alt. Er hatte im letzten Jahr mehrere

Schüler entlassen, aber keinen einzigen aufgenommen.

Dorina Vaccer gehörte zu denen, die Bescheid wußten. Sie und Aramus Shaenor. Stillschweigend teilten sie

einige der Arbeiten unter sich auf, um ihren Meister zu entlasten. Ebenso stillschweigend ließ Baiin Weydar sie gewähren.

Sie waren beide Ausnahmen, Dorina und der um zwei Jahre ältere Aramus, aber auf völlig unterschiedliche

Weise: Bei ihr war das Talent ungewöhnlich früh in Erscheinung getreten, bei ihm dagegen außergewöhnlich

spät. Dorina besaß die bessere Ausbildung, war vorsichtiger und bedächtiger, sanfter und rücksichtsvoller, ihre

Ausdrucksformen war geschliffener und eleganter. Aramus dagegen hatte das größere Temperament. Er trug

eine Frisur, die seinen Kopf wie ein Flammenbusch umloderte, und diese Frisur war auch ein Symbol für sein

Wesen: Er brach wie ein Buschfeuer über seine Verhandlungspartner herein. Aramus Shaenor konnte jeden

über den Haufen reden. »Flammenzunge« nannten ihn die jüngeren unter den Schülern.

Nur bei Dorina Vaccer hatte er kein Glück gehabt, obwohl er es intensiv genug versucht hatte. Das war vor

über einem Jahr gewesen, gleich nachdem er an Bord gekommen war. Seither frisierte sie ihr Haar zu einem

Strahlenkreuz, ähnlich einer stilisierten Sonne, und sie machte kein Geheimnis daraus, daß dies als ein sanfteres

Gegenstück zu Aramus Shaenors Flammenhaar zu verstehen war. Das war aber auch schon das einzige

Zugeständnis, das sie Aramus gemacht hatte.

Die VAROAR befand sich in einer Umlaufbahn um den Planeten Roost im Simban-System, dem Hauptplaneten der Tentra-Blues, in deren Hoheitsgebiet die Linguiden lebten, ohne jedoch von ihnen

beherrscht zu werden. Baiin Weydar und seine Schüler waren schon vor etlichen Tagen mit einem Beiboot

gelandet. Das Beiboot diente ihnen als Hauptquartier. Meistens waren sie allerdings in der nahen Stadt

unterwegs.

Aramus Shaenor war zum erstenmal hier. Dorina dagegen kannte Roost bereits. Roost war der erste fremde

Planet gewesen, den sie betreten hatte - die erste große Mission, auf der sie Balin Weydar hatte begleiten

dürfen. Und Roost war zugleich eine der wichtigsten Stationen in der Geschichte der Linguiden. Die Linguiden hatten die Raumfahrt erst vor relativ kurzer Zeit für sich entdeckt. Sie fanden einige unbewohnte

Planeten und siedelten sich dort an.

Damals herrschten noch die Herren der Straßen mit Hilfe der Cantaro über die Milchstraße. Sie hatten die freie

Raumfahrt fast völlig unterbunden. Das kleine Volk der Linguiden war ihnen wohl entgangen.

Das war nicht

weiter verwunderlich, denn man konnte die Linguiden damals wirklich nicht für besonders bedeutend halten.

Mit mühsam aus allerlei Schrott vom Raumschiff-Friedhof Assih-Barang zusammengestoppelten Raumschiffen, die diesen Namen kaum verdienten, schipperten sie mehr schlecht als recht von einem

Sonnensystem zum anderen.

Als die Blues nach der Befreiung der Milchstraße wieder aus der Versenkung auftauchten und ihr ehemaliges

Sternenreich inspizierten, entdeckten sie zu ihrem Erstaunen, daß zwei ihrer Kolonien inzwischen den Besitzer

gewechselt hatten.

Irgendwann im Lauf der Zeit hatten die Cantaro die dortigen Kolonisten umgesiedelt, dann aber wohl

festgestellt, daß sie die beiden Planeten gar nicht brauchten. Sie ließen sich nie wieder dort blicken. Für die

Linguiden hatte es so ausgesehen, als erhebe niemand irgendwelche Besitzansprüche auf diese Welten.

Die Blues schäumten vor Wut, erhoben ein großes Geschrei und stellten ein Ultimatum. Was die Linguiden

zunächst verblüffte. Dann allerdings begriffen sie sehr schnell, daß die Blues es bitterernst meinten.

Ein Krieg kam für die Linguiden nicht in Frage - eher hätten sie sich tatsächlich zurückgezogen.

Aber soweit

war es noch lange nicht. Denn auch die Linguiden hatten eine Waffe. Allerdings von der friedlichen Art.

Sie baten die Blues um Verhandlungen über die Entschädigungen, die sie für die unerlaubte Nutzung der

betreffenden Planeten zu zahlen hätten.

Das verschlug den Blues zunächst die Sprache. Als sie sie wiedergefunden, hatten sie es mit den Gesprächen

plötzlich sehr eilig. Die Linguiden kamen ihnen in dieser Richtung bereitwillig entgegen und schickten eine

Delegation zum Planeten Roost im Simban-System.

Die Delegation kam sehr bescheiden daher: Nur ein einziges Schiff, die VAROAR, mit knapp einhundertfünfzig Linguiden an Bord. Die Blues gingen beruhigt zur Tagesordnung über und überließen es

ihren Diplomaten, sich mit diesem kümmerlichen Aufgebot herumzuschlagen.

Baiin Weydar sprach mit diesen Diplomaten. Seine Schüler gingen unterdessen umher. Auch Dorina Vaccar

war dabei. Sie alle sammelten Material. Sie unterhielten sich mit den Blues, hörten ihnen zu, sehr

aufmerksam,
sehr höflich und immer äußerst verständnisvoll. Und dabei beobachteten sie sie auf ihre spezielle Art und Weise. Dann machten sie sich an die Analyse. Nach kaum einer Woche wußten sie mehr über die Blues, als die Blues jemals über sich selbst gewußt hatten.

Wenig später war das Problem zur vollen Zufriedenheit aller Beteiligten gelöst: Die Linguiden durften die von ihnen besiedelten Planeten behalten, und die Blues waren überglücklich, ihren neuen Freunden beim Ausbau der linguidischen Kolonien helfen zu dürfen.

Ganz nebenbei räumten Baiin Weydar und seine Schüler noch ein paar andere kleinere Probleme aus der Welt: Sie beendeten die Streitigkeiten zwischen einigen Konzernen, deren unterschiedliche Anschauungen in bezug auf alte und neue Besitzansprüche schon fatale Ähnlichkeiten mit einem Kleinkrieg angenommen hatten, brachten die Vertreten zweier bis aufs Blut verfeindeter religiöser Gruppen dazu, sich vernünftig miteinander zu unterhalten, und glätteten auch sonst so manche Woge bis hin zu gewissen kleinen Zwistigkeiten im Familienleben der bluesschen Diplomaten.

Die Linguiden versprachen, keine unberechtigten Besitzansprüche auf weitere Planeten zu erheben und in Zukunft die Blues zu fragen, bevor sie sich auf einer Welt in deren Territorium breitmachten. Außerdem versicherten sie ihren hochehrfreuten Gastgebern, daß sie jederzeit bereit seien, ihren neuen Freunden mit Rat und Tat beizustehen, wenn immer es nötig werden mochte. Das war des öfteren der Fall.

Die Blues waren rundherum zufrieden, und wenn man einmal genauer darüber nachdachte, hatten sie auch allen Grund dazu. Sie gehörten zu jenen Völkern, die besonders stark unter der Herrschaft der Cantaro und der Herren der Straßen gelitten hatten. Sie hatten wirklich Wichtigeres zutun, als sich auf einen Krieg vorzubereiten, den sie ohnehin nie führen würden, weil die anderen Galaktiker ihn in jedem Fall verhindert hätten. Sie hätten auch die Planeten, die sie zunächst zurückgefordert hatten, unter den gegebenen Umständen sowieso nicht besiedeln können - jedenfalls nicht sofort. Und wenn sie eines Tages tatsächlich wieder zusätzlichen Lebensraum brauchten, dann gab es genug andere Welten, die dafür in Frage kamen.

»Es ist ein konfliktträchtiges Volk«, sagte Meister Baiin Weydar bedächtig, als er aus der Stadt zurückkehrte.

»Streit und Zwietracht, wohin man auch sieht. Ist es nicht eigenartig, daß so viele Wesen sich das Leben künstlich erschweren? Und wieviel Kraft und Erfindungsgeist sie daransetzen, sich

Begründungen und

Entschuldigungen für ihr Treiben auszudenken. All die Kreaturen, die sie sich ausgedacht haben und hinter

denen sie sich verstecken!«

»Es ist ihr freier Wille«, bemerkte Aramus Shaenor und fugte nüchtern hinzu: »Selbst wenn wir es wollten,

könnten wir ihnen ihre zahllosen Kreaturen nicht ausreden. Dieser Glaube sitzt zu tief in ihnen.«

Dorina Vacer warf ihm einen scharfen Blick zu. Aramus lachte.

»Keine Sorge«, sagte er spöttisch. »Ich werde die Regeln nicht verletzen. Keine Einmischungen, nicht wahr?«

»Keine Einmischungen«, bestätigte Dorina gelassen.

»Aber wie ist es mit vorbeugenden Maßnahmen?« fragte Aramus Shaenor mit halbgeschlossenen Augen.

»Wenn sie in der Heilkunde erlaubt sind, sollten wir sie wohl auch anwenden dürfen!«

»Worauf willst du hinaus?« fragte Baiin Weydar wachsam.

»Ein Gerücht«, erwiderte Aramus. »Ich hörte von Schwierigkeiten in einer abgelegenen Gegend. Es scheint

dort sogar schon zu Tötlichkeiten gekommen zu sein. Es geht um einen Konflikt zwischen den von Cantaro

geklonten Blues und denen, die auf natürliche Weise entstanden sind. Es scheint, daß die einen sich von den

anderen unterdrückt fühlen - oder sich zumindest davor fürchten, in Zukunft von ihnen unterdrückt zu werden.

Ich habe den Eindruck, daß da eine ernsthafte Gefahr heraufzieht, und zwar nicht nur für den Planeten Roost,

sondern auch für alle anderen Blues-Welten.«

»Wer hat dir davon erzählt?«

»Niemand. Ich hörte es nur durch einen reinen Zufall.«

»Man hat dich also nicht darum gebeten, dich um diese Sache zu kümmern?«

»Nein.«

Baiin Weydar dachte darüber nach.

»Die Blues«, sagte er schließlich, »haben mitunter ein etwas seltsam anmutendes Ehrgefühl.

Selbst wenn sie

noch so ernsthafte Meinungsverschiedenheiten haben, ziehen sie es immer vor, sich nach außen hin als eine

Einheit zu präsentieren. Sie sind empfindlich, wenn es um interne Schwierigkeiten geht.

Andererseits könnte

ein solcher Konflikt sehr viele Leben kosten. Was würdest du tun, wenn du frei entscheiden könntest?«

»Ich würde die Blues darauf ansprechen«, erklärte Aramus Shaenor. »Auf eine direkte Frage würden sie schon

antworten.«

»Dorina?«

Sie dachte an das, was Garyo ihr über die Regeln und deren Bedeutung gesagt hatte, und automatisch dachte sie

auch an Virram. Ihr war inzwischen klar, daß Garyo das einzig Richtige getan hatte, aber es war nur ihr

Verstand, der ihr das sagte. Vom Gefühl her empfand sie den Vorgang noch immer als

grauenhaft. Bei Virram
hatte es keine andere Möglichkeit gegeben - er hatte das Talent, er war ein Linguide und es war
kein Unrecht,
wenn man ihn nach linguidischem Recht behandelte und so nicht nur das Volk der Linguiden
schützte.
Außerdem waren solche Fälle überaus selten.
Aber bei den Blues war es etwas anderes.
»Es *wäre* eine Einmischung«, sagte sie. »Aramus gibt selbst zu, daß es nur ein Gerücht ist. Ich
bin sicher, daß
etwas Wahres daran ist, aber Gerüchte enthalten nicht selten Übertreibungen. Wenn uns die Blues
in dieser
Angelegenheit bisher nicht um Hilfe gebeten haben, dann kann das an ihrem Stolz liegen - es
kann aber
genausogut bedeuten, daß sie selbst die Lage nicht als so ernst einschätzen, wie Aramus das tut.
Wenn wir
ihnen jetzt mit allem Nachdruck auf den Pelz rücken, hindern wir sie möglicherweise daran, eine
eigene Lösung
zu finden. Wir sollten die Ohren offenhalten und Kontakte zu den geklonten Blues herstellen, um
für den
Notfall eine Lösung vorzubereiten. Wir sollten aber erst dann eingreifen, wenn man uns darum
bittet.«
Baiin Weydar wartete ab, was die anderen Schüler zu diesem Thema zu sagen hatten, aber die
hielten sich
vorsichtig zurück.
»Dorinas Vorschlag ist der bessere«, entschied der Friedensstifter. Aramus sagte nichts dazu. In
seinen Augen
funkelte es, aber er wußte, wann er nachzugeben hatte.
Auch Aramus Shaenor dachte selbstverständlich nicht im Traum daran, die Regeln zu mißachten.
Als er
Meister Baiin Weydar seinen Vorschlag unterbreitete, da hatte er nicht die Absicht gehabt, sich in
die Belange
der Blues einzumischen. Er wollte nur eines: Unnötiges Blutvergießen vermeiden.
»Wenn Baiin Weydar in einem solchen Fall die Regeln über die Vernunft stellt«, sagte er später,
als der Meister
sich zur Ruhe begeben hatte, »dann kann ich das verstehen. Er ist alt, und im Alter neigt man
bekanntlich zu
übergroßer Vorsicht ...«
»Du mußt das ja wissen«, murmelte Dorina spöttisch - Aramus Shaenor war achtzehn Jahre alt.
» ... aber daß du ihn auch noch darin bestärkst, verstehe ich nicht«, fuhr Aramus ungerührt fort.
»Die Regeln ...«
»Die Regeln wurde erfunden, als wir Linguiden gerade den ersten Schritt in den Weltraum getan
hatten«, fiel
Aramus ihr ins Wort. »Es wäre wirklich an der Zeit, sie zu überdenken. Abgesehen davon hatte
ich nicht die
Absicht, sie zu brechen. Ich wollte nicht ohne das Einverständnis der Blues vorgehen. Ich wollte
nur eine Frage
an sie richten.«
»Hättest du ihnen die Möglichkeit gelassen, eine solche Frage *nicht* zu beantworten?«

»Selbstverständlich! Was denkst du eigentlich von mir?«

Dorina verzichtete darauf, ihm das zu erklären. Sie war sich völlig sicher, daß man Aramus Shaenor binnen

weniger Jahre zum Friedensstifter ernennen würde, und das war in Ordnung. Sie hätte diese letzte Frage nicht

aussprechen sollen, denn es war ungerecht, Aramus unlautere Motive zu unterstellen.

Aber das alles änderte nichts daran, daß sie immer wieder aneinandergeraten würden, und das - so erkannte

Dorina Vaccer - würde sowohl für sie selbst, als auch für Aramus Shaenor von Nachteil sein. Private

Reibereien konnten sie alle beide nicht brauchen. Außerdem war sie schon sehr lange in der VAROAR. Sie war

dieser Umgebung müde.

Sie suchte Baiin Weydar auf und bat ihn, sie aus der VAROAR zu entlassen. Das fiel ihr nicht leicht, denn sie

mochte Balin sehr, und sie wollte auf keinen Fall den Eindruck aufkommen lassen, daß es etwas mit seinem

Alter zu tun hatte.

Sie hätte sich darüber jedoch keine Sorgen machen müssen. Balin Weydar mochte alt sein, aber dumm war er

deswegen noch lange nicht.

»Es ist wegen Aramus«, stellte er fest. »Es war mir schon von Anfang an klar, daß es eines Tages dazu

kommen würde.«

»Er wird dich noch einige Zeit brauchen«, sagte Dorina. »Das soll nicht heißen, daß es bei mir anders ist. Aber

er braucht dich dringender als ich.«

»Er wird seine Ausbildung bei einem anderen Friedensstifter beenden müssen«, erklärte Balin Weydar ruhig.

»Aber es ist tatsächlich besser für ihn, wenn der Wechsel nicht früher als unbedingt nötig stattfinden muß. Für

dich dagegen wird es ohnehin Zeit. Ich habe also nichts dagegen einzuwenden. Du solltest jedoch wissen, daß

ich dich nicht einfach entlassen kann. Deine Ausbildung ist noch längst nicht abgeschlossen.

Andererseits wäre

es eine sinnlose Verschwendung deines Talents, wenn du dich mit dem Amt einer Schlichterin zufriedengeben

wolltest.«

»Dann gib mir einen Auftrag, der es mir erlaubt, außerhalb der VAROAR zu arbeiten«, bat Dorina. »Ich weiß,

daß diese Möglichkeit besteht.«

Baiin Weydar dachte darüber nach.

»Ich werde ein paar Erkundigungen einziehen und eine passende Aufgabe für dich finden«, sagte er schließlich.

*

Sie waren nach Roost gekommen, weil die Blues sie wegen verschiedener interner Schwierigkeiten um Hilfe

gebeten hatten. Von diesen Schwierigkeiten gab es mehr als genug. Während Dorina Vaccer auf

Meister Baiin

Weydars Entscheidung wartete, ging sie wie alle anderen Schüler ihrer Arbeit nach. Dabei hörte sie auch von

den Gerüchten, von denen Aramus Shaenor gesprochen hatte. Ihr wurde klar, daß Aramus recht hatte: Hier

braute sich tatsächlich ein Konflikt zusammen, dessen Folgen katastrophale Ausmaße annehmen konnten.

Aramus ließ sich keine einzige Gelegenheit entgehen, Dorina nachdrücklich darauf hinzuweisen.

Er wußte, daß

sie die VAROAR verlassen wollte.

»Wenn du nur meinetwegen gehen willst, dann solltest du dir das noch einmal sehr genau überlegen«, empfahl

er ihr. »Man wird uns hier schon bald sehr dringend brauchen. Wie verträgt es sich mit deiner Auffassung von

den Regeln, daß du dich einer so wichtigen Aufgabe entziehen willst?«

»Ich habe nicht die Absicht, das zu tun«, konterte Dorina kühl. »Außerdem hat es nicht halb so viel mit dir zu

tun, wie du glaubst. Ich bin seit sechs Jahren in der VAROAR. Es wird Zeit für einen Wechsel, und der Meister

weiß das.«

»Das ist kompletter Unsinn!« behauptete Aramus Shaenor grob. »Du läufst mir davon. Das ist dumm und

unvernünftig. Du weißt genau, daß die Fähigkeiten unseres Meisters nachlassen. Niemand weiß, wie lange er

noch imstande sein wird, seine Arbeit zu tun. Kein Linguide kennt sich mit den Blues so gut aus wie er. Wir

haben in dieser Beziehung sehr viel von ihm gelernt. Du und ich - wir sind die einzigen potentiellen

Friedensstifter an Bord. Wenn er abtritt, werden wir es sein, die sich um die Probleme der Blues kümmern

müssen.«

»Ich fürchte, du machst dir noch immer falsche Vorstellungen von den Friedensstiftern«, erwiderte Dorina

spöttisch. »Sie werden sich sehr schnell auf dieses Problem einstellen.«

»Sehr schnell - aber wird das auch schnell genug sein?« fragte Aramus ruhig.

Dorina schwieg. Sie fragte sich, ob er das eigentliche Problem nicht sehen konnte, oder ob er es nur nicht sehen

wollte.

»Wenn wir unsere privaten Spannungen aus dem Spiel lassen«, sagte er beschwörend, »dann würden sich

unsere speziellen Fähigkeiten ergänzen. Verstehst du, was das bedeuten könnte? Wir beide zusammen könnten

mehr erreichen als jeder andere Friedensstifter für sich allein!« »Für wen?« fragte sie nüchtern.

»Fängst du

schon wieder damit an?« fragte er bitter zurück. »Warum, Dorina?«

Er erinnerte sie an Virram, und sie konnte nichts daran ändern. Natürlich hatte er es nicht so gemeint, wie es

einen Augenblick lang für sie geklungen hatte. Er war nicht auf persönliche Vorteile aus, sondern

es ging ihm

um die Blues. Es lang an ihr selbst, wenn sie immer wieder solche unehrenhaften Gedanken in seine Aussagen hineininterpretierte.

Das war einer der Gründe dafür, daß sie die VAROAR verlassen wollte: Sie mußte mit sich selbst ins reine

kommen. Solange er in ihrer Nähe war, würde ihr das nicht gelingen.

Baiin Weydar rief sie zu sich und präsentierte ihr zwei Aufgaben, zwischen denen sie zu wählen hatte.

Ihr war von Anfang an klar gewesen, daß da einiges auf sie zukommen würde, denn ein Meister durfte es

seinen Schülern niemals zu leicht machen. Aber als sie hörte, was er ihr anzubieten hatte, war sie doch sehr

bestürzt.

»Wir müssen Roost bald verlassen«, sagte er. »Du kannst hierbleiben und unsere Arbeit fortsetzen. Das ist die eine Möglichkeit.«

Allein auf Roost? Ganz auf sich gestellt, und dies angesichts der Probleme, die sich hier zusammenbrauten?

Das konnte nicht gutgehen, und Baiin mußte das auch sehr genau wissen. Nicht einmal er selbst hätte sich auf

so etwas eingelassen, auch nicht in seinen besten Zeiten. Damals, als es um die beiden Planeten gegangen war,

auf denen die Linguiden sich nichtsahnend niedergelassen hatten, hatten mehr als zwanzig Schüler ihn

begleitet, und er hatte jeden von ihnen gebraucht.

Wie also kam er dazu, ihr ein solches Angebot zu unterbreiten?

»Und nun die zweite Möglichkeit«, fuhr er fort. »Auf Taumond gibt es zu wenig Schlichter. Du kannst dort aushelfen.«

In diesem Augenblick war sie Garyo dankbar für die ausgedehnten Übungen zum Thema Selbstbeherrschung,

auf die er so großen Wert gelegt hatte.

Taumond? Aushelfen?

»Bevor du eine Entscheidung triffst«, sagte Baiin Weydar, »solltest du Verbindung zu deinem früheren Lehrer

aufnehmen. Garyo hat dir einiges mitzuteilen.«

Sie ging schweigend hinaus.

Garyo machte es kurz.

»Warna liegt im Sterben«, sagte er. »Und Segur läßt niemanden mehr an sich heran. Wenn du nicht hilfst, ist es aus mit ihm.«

10.

Hajmayur, 374. Lektion Der Meister fragte:

»Was ist die dritte Funktion der Sprache?«

Die Schülerin antwortete:

»Die dritte Funktion der Sprache ist die Veränderung der Wirklichkeit.«

Der Meister fragte:

»Wie können wir die dritte Funktion der Sprache beschreiben ?«

Die Schülerin antwortete:

»Da die Subjektive und die Individuelle Realität nur Teilrealitäten darstellen, die vom persönlichen Standpunkt eines Volkes oder eines Individuums abhängig sind, läßt sich dieser Standpunkt mit Hilfe der Sprache verändern und sogar umkehren. Eine Veränderung der Begriffe ist mit einer Veränderung der Wirklichkeit gleichzusetzen.«

*

Planet Taumond

Für Warna war es zu spät. Dorina konnte ihr das Sterben erleichtern, aber das war auch schon alles.

Segur hatte sich in seinem Kummer vergraben und seine Beziehungen zur Außenwelt einfach abgebrochen. Die

Farm drohte zu verkommen. Unter den Mitarbeitern waren mehrere, die Segurs Platz hätten einnehmen können,

aber sie konnten sich untereinander nicht einig werden.

Für Dorina begann eine deprimierende Zeit. Der Tod ihrer Mutter, Segurs verbitterte Trauer, die miteinander

zerstrittenen Mitarbeiter, der überstürzte, seltsam unpersönliche Abschied von der VAROAR, Meister Baiin

Weydars Verhalten - es war einfach zuviel. Ihre innere Ruhe, die heitere Ausgeglichenheit, die sie

normalerweise bei der Arbeit empfand, all das war dahin. Dementsprechend tat sie sich schwer.

Nichts wollte

ihr gelingen.

Nach einem frustrierend nutzlosen Versuch, wenigstens Segur erst einmal aus seiner Isolation herauszuholen,

saß sie an Warnas ehemaligem Arbeitsplatz, bereit, die Waffen zu strecken und Garyo um Hilfe zu bitten.

Da erinnerte sie sich plötzlich daran, daß sie hier, auf dem Planeten Taumond, noch einen anderen Freund hatte,

einen, der immer geduldig zuhörte und niemals die falschen Antworten gab, bei dem man auch nie zu fürchten

brauchte, daß man versehentlich eine falsche Kette zusammensetzte.

Sie verließ das Haus, durchquerte den Garten und stieß die quietschende kleine Holztür auf.

In den Hügeln hatte sich nichts verändert. Der Bach murmelte noch immer zwischen den Steinen, die Chinabas

dufteten, und direkt neben Gatours Lebensstrauch, der sogar ein paar Blüten trug, saß ein wilder Sluck am Ufer

und trank. Er wandte sich zur Flucht, als er Dorina erblickte. Sie rief ihn an, in den glücksenden Lauten, die sie

schon in ihrer frühen Kindheit so gut gekannt hatte. Der Sluck sah sie erstaunt an. Nach einer Weile antwortete

er, kam zögernd näher und setzte sich vor sie hin. Sie versicherte ihm mit Gesten und Lauten, daß sie nicht die

Absicht hatte, ihm sein Revier streitig zu machen. Nach einiger Zeit ging er davon.

Der Weg zum Gipfel war ihr Schritt für Schritt vertraut. Als sie die von Felsen umgebene Mulde erreichte, blieb sie stehen.

Ihr Kima-Strauch war gar kein Strauch mehr. Sie betrachtete ihn voller Ehrfurcht und Staunen. Er war zu einem

kräftigen jungen Baum herangewachsen und trug unzählige Blüten. Die Blüten waren schalenförmig, leuchtend

weiß mit goldener Mitte, und jede von ihnen war von zwei glatten, ovalen Blättern umgeben, die auf der

Unterseite silbrig glänzten.

Sie blieb an diesem Tag sehr lange dort oben. Als sie ins Tal zurückkehrte, fühlte sie sich wie neugeboren.

Sie ging geradewegs zu Segur, und diesmal fand sie die richtigen Worte. Am nächsten Tag setzte sie sich mit

den Mitarbeitern zusammen. Gemeinsam erarbeiteten sie eine Lösung, die für alle Beteiligten zufriedenstellend

war.

Wenig später kehrte sie in die Stadt, zurück.

Gurmayon war größer geworden, und auch Hajmayur war gewachsen. Es gab dort jetzt zwei weitere Höfe und

sechs neue Gebäudeflügel.

»Bei uns gibt es Arbeit in Hülle und Fülle«, sagte Garyo zu ihr. »Wir haben in Hajmayur fast dreimal so viele

Schüler wie damals. Wir brauchen jede Hilfe, die wir bekommen können.«

Dorina wußte, was das bedeutet: Es war Garyo gewesen, der Meister Baiin Weydar auf die Idee gebracht hatte,

sie nach Taumond zu schicken. Das Angebot, allein auf Roost zurückzubleiben, hatte er ihr wohl nur

unterbreitet, um den Schein zu wahren. Garyo bestätigte ihren Verdacht. »Danke«, sagte sie. Es klang nicht

sehr freundlich. Garyo lachte.

»Nimm es als das, was es ist«, empfahl er.

»Und was ist es?« »Eine Chance.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.« Garyo sah sie nachdenklich an. »Du hast nie verstanden, warum ich dir das

Lernen nicht ab und zu erleichtert habe, nicht wahr?« fragte er. »Möchtest du es nicht endlich wissen?«

»Ich weiß nicht, ob das jetzt noch so wichtig ist«, murmelte Dorina.

»An und für sich ist es ganz einfach«, erklärte Garyo ungerührt. »Man spricht niemals auf diese Weise mit

einem Schüler, solange man weiß, daß er auch noch weiterhin dazulernen kann. Wenn du nämlich einmal

Friedensstifterin bist, gibt es keine Möglichkeit mehr, dich zu korrigieren - dann mußt du fähig sein, das selbst

zu übernehmen. Und darum wäre es gefährlich, es einem wirklich fähigen Schüler künstlich leichtzumachen.«

Er hatte recht: Es war wirklich ganz einfach, vor allem, wenn man es umdrehte.

Wenn Baiin Weydar der Meinung gewesen wäre, daß sie hier auf Taumond bleiben sollte, hätte

er ihr diese neue Aufgabe entsprechend schmackhaft gemacht. Da er das nicht getan hatte, betrachtete er Dorina immer noch als seine Schülerin »Und noch etwas«, sagte Garyo lächelnd. »Du hast sechs anstrengende Jahre hinter dir, und die haben ihre Spuren hinterlassen. Du hattest ein wenig den Boden unter den Füßen verloren. So etwas kommt manchmal vor. Hier auf Taumond kannst du wieder zu dir kommen.« Sie dachte an ihren Lebensbaum und an die Stille dort oben auf dem Hügel und kam zu dem Schluß, daß er recht hatte. All das hatte ihr gefehlt. Sie fragte sich, warum sie das nicht schon viel früher erkannt hatte, und sie nahm sich vor, in Zukunft wenigstens einmal im Jahr nach Taumond zu kommen und den Kima-Baum zu besuchen.

»Also gut«, sagte sie. »Ich habe auch diese Lektion gelernt. Wo soll ich anfangen?« Fast ein halbes Jahr lang blieb sie auf dem Planeten Taumond. Dann rief Baiin Weydar sie in die VAROAR zurück. Er war mittlerweile vierzig Jahre alt. Sein Talent war fast völlig erloschen. Es waren nur noch fünf Schüler bei ihm, darunter Aramus Shaenor, aber auch sie würden ihn bald verlassen, zumindest offiziell, denn ein Meister ohne Talent konnte auch keine Schüler mehr unterrichten. Dann würde Balin Weydar auf seinen Heimatplaneten zurückkehren, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen.

»Und das ist gut so«, sagte er. »Ich habe viel erreicht. Jetzt ist es genug. Auf Lingoa wartet man bereits auf mich, und für meine Schüler ist gesorgt. Aber wie ist es mit dir?«

»Das kommt darauf an, wie du über mich urteilst«, erwiderte Dorina.

»Was hast du dort auf Taumond gefunden?« fragte er.

»Ruhe und Frieden«, sagte Dorina und fügte lächelnd hinzu: »Und sehr viel Arbeit.«

»Bereust du es, daß du Taumond gewählt hast?«

»Nein. Und ich werde von jetzt an regelmäßig dorthin zurückkehren, um meinen Kima-Baum zu sehen.«

»Bei den Blues hättest du dir einen guten Namen machen können«, gab er zu bedenken.

»Was nützt mir ein guter Name bei den Blues, wenn ich nicht vor meinem Meister bestehen kann?«

»Vor mir hast du immer bestanden«, erklärte er. »Und jetzt sage mir ehrlich, warum du Taumond genommen hast. Hattest du Angst, daß du bei den Blues versagen könntest?«

»Ja«, sagte Dorina nüchtern. »Ohne Schiff und ohne Schüler kann man dort ohnehin nichts ausrichten, das ist mir klar. Und ich bin noch nicht voll ausgebildet. Es wäre sehr dumm von mir gewesen, wenn ich eine Aufgabe übernommen hätte, der ich nicht gewachsen bin. Außerdem konnte ich mich doch schließlich nicht der Verantwortung gegenüber meinen Eltern entziehen.«

Baiin Weydar beobachtete sie nachdenklich, und auch wenn von seinem Talent nicht mehr viel

übrig war: Es
reichte immer noch, um zu erkennen, daß Dorina die Wahrheit sagte.
»Du hast die Prüfung bestanden«, sagte er. »Du hast Reife und Verantwortungsbewußtsein
bewiesen, vor allem
aber die Einsicht, daß auch dir Grenzen gesetzt sind und daß du sie sehen und akzeptieren kannst.
Du hast dich
aus meinem Schatten gelöst und gute Arbeit geleistet. Damit ist deine Lehrzeit beendet. Willst du
immer noch
fort?«

Sie hatte gewußt, daß er ihr diese Frage stellen würde. Sie hatte lange über die Antwort
nachgedacht und auch
mit Garyo darüber gesprochen. Sie wußten beide, wie es um Baiin stand. Es gab zur Zeit keinen
Friedensstifter
ohne Schiff, dem man die VAROAR nach dem Rücktritt des Meisters zusprechen mußte. Wenn
Dorina in der
VAROAR blieb, hatte sie eine gewisse Chance, das Schiff zu übernehmen. Aber das wollte sie
nicht, und auch
Garyo hatte ihr davon abgeraten. Sie wollte lieber der alten Tradition folgen und sich
verschiedenen Meistern
anschließen, um möglichst viele unterschiedliche Techniken kennenzulernen.
»Ich weiß jetzt, daß meine Ausbildung noch lange nicht zu Ende ist«, sagte sie. »Ich möchte mich
verschiedenen Friedensstiftern anschließen.« Baiin Weydar hatte stets betont, wie wichtig solche
Wanderjahre
für die Entwicklung eines Friedensstifters waren. Er hatte die Fragen stellen müssen, weil es sich
so gehörte,
und wenn Dorina sich zum Bleiben entschlossen hätte, wäre ihm das unter den gegebenen
Umständen sicher
nicht unangenehm gewesen. Aber so herum war es ihm lieber, und er ließ sich das deutlich
anmerken.

Meister Baiin Weydars Schüler waren in verschiedenen Missionen unterwegs. Aramus Shaenor
kehrte gerade
zurück, als Dorina die VAROAR verließ. Sie stellte fest, daß das Jahr auf Taumond ihr gutgetan
hatte: Er
erinnerte sie jetzt nicht mehr an Virram. Im nachhinein wunderte sie sich darüber, daß das
überhaupt je der Fall
gewesen war, denn die beiden hatten nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander.

*

Im Jahre 1164 NGZ wurde Aramus Shaenor zum Friedensstifter ernannt und bekam die
VAROAR
zugesprochen. Dorina schloß sich ihm für kurze Zeit an, ging aber bald wieder eigene Wege.
Im Jahre 1165 NGZ war sie selbst Friedensstifterin und erhielt ein eigenes Schiff, die SINIDO.

E N D E

*Marianne Sydow, die Autorin des Romans, den Sie eben gelesen haben, setzt das Linguiden-
Thema fort.*

*Im Perry Rhodan-Band 1506 geht es um Spurensuche im Simban-Sektor und um »eine Welt der
Linguiden«...*

EINE WELT DER LINGUIDEN - so lautet auch der Titel des nächsten PR-Romans.

Computer: Die mit Zunden reden

Eine Konkordanz müßte man haben! Irgendwo in der Bibel steht über die, die Worte von besonderer Überzeugungskraft von sich gaben - oder geben sollten -, daß sie »mit Zungen reden«. Leider weiß ich nicht mehr wo. Ich bin bei meinem fünften Versuch, den größten Bestseller aller Zeiten durchzulesen (ich bitte, diese Bemerkung nicht als Respektlosigkeit zu verstehen), gerade beim zweiten Buch Pentateuch angelangt und schlage mich mit den Abmessungen der Lade herum. Der Begriff »mit Zungen reden« hatte für mich schon immer etwas Absonderliches. Denn ich hatte, wenn ich redete, auch meine Zunge ständig in Bewegung, und trotzdem wollte kaum einer auf mich hören. Mag sein, daß Herder, Luther und King James, als sie aus der Koine, aus dem Aramäischen oder Hebräischen übersetzten, die richtige Wortwahl nicht getroffen haben. Der Ausspruch bleibt mir ein Rätsel, und dennoch habe ich gerade in diesen Tagen allen Grund, mich mit ihm auseinanderzusetzen.

Den Linguisten sagt man nach, daß sie allein mit Hilfe der Sprache in der Lage sind, anderen Völkern Mores beizubringen: Streitigkeiten zu schlichten, Frieden zu stiften. Natürlich bedienen sie sich dabei der Sprache des jeweiligen Volkes. Das tun sie ohne Translator, was sie als besonders sprachbegabt ausweist. Aber die Begabung für Fremdsprachen kann nicht die einzige Begründung der Erfolge sein, die die Linguisten erzielen. Da muß mehr dahinterstecken - eben das »Mit-Zungen-Reden«, über das zuvor gesprochen wurde.

Wir wissen - d.h. Gucky hat es ermittelt -, daß die Linguisten nicht etwa mutantisch begabt sind. Ihre besondere Fähigkeit muß also auf dem Gebiet der Semantik liegen, und darüber lohnt es sich, ein paar Spekulationen anzustellen. Allzu fachmännisch werden sie nicht ausfallen. Wir sind auf diesem Gebiet nicht sonderlich bewandert. Aber immerhin müssen wir uns den Kopf darüber zerbrechen, wie die Linguisten so plötzlich dazu kommen, den Simba-Blues als Halbgötter zu erscheinen.

Sprache, so sehen wir den Sachverhalt, dient zur Abbildung der Wirklichkeit und der Dinge, die in unserem Bewußtsein vorgehen. Sprache beschreibt Dinge, die wir sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Sprache beschreibt Gedanken und Empfindungen, die sich in unserem Gehirn tummeln. Sprache, wie wir sie kennen, vollzieht nach. Wir beschreiben einem Blinden das Bild eines blühenden Baumes. Wir versuchen einem Tauben zu erklären, wie es sich anhört, wenn eine Grille zirpt. Mit der Sprache kann man nichts anderes

anfangen als ... nun, eben: sprechen und beschreiben, erläutern und darstellen, erklären und argumentieren.

Selbst wenn wir eine Lüge aussprechen, versucht das gesprochene Wort immer noch eine Wirklichkeit

darzustellen - allerdings eine, die wir uns nur wünschen und die nicht tatsächlich existiert. (Siehe Sato Ambush

»De realitatum realitate«, erschienen bei der Verlagsunion Pabel-Moewig, New Taylor, im Januar 1169.)

Aber tief im Innern wissen wir, daß Worte mehr sind als die Abbildung einer tatsächlichen oder eingebildeten

Wirklichkeit. Wir erinnern uns an einen Menschen namens Adolf Hitler, der mit der Gewalt des Wortes seine

Zuhörer zu irregeleiteter Begeisterung stimulieren konnte. Wir erinnern uns auch eines Menschen namens

Theodor Heuss, der wesentlich Gescheiteres von sich gab, aber niemand auch nur einen Zoll von seinem

Hocker zu heben vermochte. Und dann fragen wir uns, wie die Rhetorik der beiden Menschen sich voneinander

unterscheidet: warum der eine wüste Begeisterungstürme auslösen konnte, während der andere höchstens

bewirkte, daß der Intellektuelle den Kopf nickend hin und her bewegte und meinte: »Das hat er wieder gescheit

gesagt.« Daran, daß der eine beim Sprechen gewöhnlich schrie, während der andere sich einer ruhigen

Vortragsweise befleißigte, kann's doch nicht liegen. Es muß mehr dahinterstecken.

Die erstaunliche Wirkung, die die Linguisten, wo immer sie auftreten, mit ihrer Rhetorik erzielen, muß damit

zusammenhängen, daß zwischen ihren Worten und den Gedanken der Zuhörer Rückkoppelung besteht. Die

Linguisten sind nicht in erster Linie Redner, sondern Psychologen. Sie wissen, was die, zu denen sie sprechen,

hören wollen. Ihre Worte dienen nicht der Beschreibung einer eingebildeten oder tatsächlichen Wirklichkeit.

Wer ihnen zuhört, der gelangt zu dem Schluß: »Genauso habe Ich doch schon die ganze Zeit über gedacht.« Die

Fähigkeit, sich in die Psyche einer anderer Spezies zu versetzen, ist im linguistischen Volke so offenbar weit

verbreitet. Aber die wahren Wortkünstler - diejenigen also, die unter fremden Völkern Frieden stiften und dem

eigenen Volke mit dieser Tätigkeit so ganz nebenbei das eine oder andere Sonnensystem einhandeln - sind die

Friedensstifter, deren es nicht allzu viele gibt. Die Friedensstifter sind reisende Gesandte, bei ihresgleichen und

auch andernorts hoch angesehen, mit Ehrfurcht behandelt, umgeben von einer Entourage, die sich aus solchen

Linguisten zusammensetzt, die daran interessiert sind, das Friedensstifter-Handwerk zu erlernen.

Die Terraner

in ihrer zur Saloppheit neigenden Ausdrucksweise nennen die Begleiter eines Friedensstifters

»Jünger«, womit
sie am wahren Zusammenhang wahrscheinlich nicht allzuweit vorbeigreifen.
Die Linguiden haben die Fähigkeit, »mit Zungen zu reden«, als die Gabe erkannt, mit der ein
gütiges Schicksal
sie in besonderer Weise ausgestattet hat, und verstehen es, die Gabe zu pflegen und solche unter
ihren
Artgenossen, die besonders begabt sind, zu fördern.
Was sind die Absichten der Linguiden? Nun, diese Frage fällt es uns nicht schwer zu
beantworten. Wir kennen
in der realen Welt der Perry Rhodan-Serie ebensowenig wie in der irrealen Welt des Jetzt und
Heute auch nur
eine einzige Zivilisation, die nicht darauf bedacht gewesen wäre, ihren Machtbereich
auszubreiten. (Die
Schweizer brauchen sich hier nicht ausgelassen zu fühlen. Die machen's allerdings schlauer: mit
Geld. Und
haben sie nicht schon eine 5. Kolonne im Vatikan stationiert?) Den Linguiden geht es ohne
Zweifel ebenfalls
darum, eine beherrschende Macht in der Milchstraße zu werden. Noch während der letzten Jahre
der Monos-
Tyrannei haben sie begonnen, Sonnensysteme mit besiedelbaren Planeten eines nach dem
anderen
einzuheimsen. Jetzt, im Zeitalter des galaktischen Wiederaufbaus, benützen sie ihre
friedensstifterischen
Fähigkeiten, um ihren Einflußbereich weiter auszudehnen. Die Linguiden haben sich bisher dem
Galaktikum
femgehalten. Sie halten von dieser Art der Verwaltung der Milchstraße nichts. Ob sie eine
ernsthafte Gefahr für
die Völker der Milchstraße darstellen, wissen wir nicht. Aber ein wachsames Auge sollte man auf
sie haben:
Daran beißt keine Maus einen Faden ab.